Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Freundschaft

Tageszeitung der sowjetdeutschen Bevölkerung Kasachstans

Erscheint seit 1. Januar 1966 ◆ Dienstag, 15. Dezember 1981 ◆ Nr. 240 (4 118) ◆ Preis 2 Kopeken

Im Ust-Kamenogorsker Werk „Wostokmaschsawod" ist die Stahl- und Eisengießerei in Betrieb genommen worden. Neben Stahl- und Eisenguß wird die neue Abteilung rostfreien Stahl und Buntmetalle liefern. Die projektierte Jahreskapazität des Komplexes beträgt 18 000 Tonnen Guß. Schon im nächsten Jahr will dieser Betrieb den Produktionsausstoß um 7 000 Tonnen vergrößern.

Die erste Schmelze wurde im neuen Riesenkomplex dem Oberstahlgießer Alexander Chomjakow und seinem ersten Gehilfen Jerken Kassipejew anvertraut, die sich am Bau der Abteilung und an der Montage der Öfen beteiligt hatten.

Im Bild: Die Stahlgießer Alexander Chomjakow und Jerken Kassipejew.

Foto: Viktor Krieger

XI. PLANJAHRFÜNFT — ALLTAG DER REPUBLIK

Nennenswerte Leistungen

Die Viehzüchter des Sowchos „Swetly" haben den Jahresplan der Milchlieferung an den Staat in zehn Monaten erfüllt und wollen bis Jahresabschluß noch 105 Tonnen Milch über den Plan hinaus liefern.

Viele Melkerinnen haben nennenswerte Leistungen aufzuweisen, aber führend im sozialistischen Wettbewerb ist Anna Schtschurina. Sie hat bereits 3 000 Kilogramm Milch je Kuh erhalten. Auch Katharina Hemmel, Maria Charpanowa, Polina Proskurjakowa und Raissa Sytschkowa haben ihre Planauflagen überboten.

Auch der Jahresplan der Fleischlieferung wird hier bald erfüllt sein.

Raphael NAUM
Gebiet Koktschetaw

Erfolg kam nicht von selbst

Das Gespräch über diese Farm begann schon im Kontor des Sowchos „Jermentauski". Der Vorsitzende des Gewerkschaftskomitees Kasbek Kulekow und der Vorsitzende des Dorfsowjets der Volksdeputierten Bulat Uashanow erzählten, daß das Kollektiv der Milchfarm Nr. 1 vorbildlich arbeitet und sein Leiter Heinrich Schramm ein tüchtiger Organisator der Produktion ist.

Die Erfolge dieses Kollektivs sind wirklich hervorragend. Es meldete schon am 10. November die Erfüllung seines Jahresplans in der Milchproduktion. In zehn Monaten und zehn Tagen 475 Tonnen Milch! Damit kann man sich sehen lassen.

„Wir führten jeden Tag Rechnung", erzählt Heinrich Schramm. „Fast jeden Tag fragte man mich, wieviel bis zur Planerfüllung noch bleibe. Ich war selbst voller Ungeduld: Wann wird es endlich so weit sein?"

Er holt seinen mit Ziffern vollgeschriebenen Notizblock hervor und fährt aufgeregt fort:

„Die Planüberbietung begann bei uns schon im Januar. Schon damals erhielten wir mehr als 19 Tonnen Milch statt der geplanten 18 Tonnen, im Februar 35 statt 22. Und so von Monat zu Monat. Aber im Juli gabs unverhofft Rückstand — wir wurden mit dem Monatsplan nicht fertig, was durch die vorübergehenden Erkrankung eines Teils der Herde zu erklären ist. Dennoch hatten wir die Halbjahresaufgabe in der Milcherhaltung um etwa 55 Tonnen überboten. Wir waren bemüht, auch in den anderen Monaten eine maximale Milchmenge zu erhalten. Besonders angespannt waren die Novembertage. Am 9. November, nach dem Abendmelken, konnten wir endlich sagen: Die 475 Tonnen Milch sind geschafft! Der langersehnte Sieg war das Ergebnis der Bemühungen der Melkerinnen und Viehwärter."

Klawdija Dementjewa hat von ihrer Gruppe 43 Tonnen, Anna Sabajewa — 40 Tonnen, Alexandra Panasjuk 36,5 und Ljubow Beloschizkaja 35 Tonnen Milch erhalten. In dieser Farm gibt es viele Melkerinnen, die hohe Melkerträge erzielen. Sie eint das hohe Verantwortungsgefühl für die Sache.

Pjotr Arbusow ist überzeugt, daß man in der Milchwirtschaft ohne Mechanisierung der arbeitsaufwendigen Prozesse nicht auskommen kann, und er tut alles Mögliche, damit alle Mechanismen reibungslos funktionieren.

Solch einen Sieg wie im laufenden Jahr hat das Kollektiv der Farm Nr. 1 seit ihrem Bestehen zum erstenmal erzielt. Als Heinrich Schramm hier vor einem Jahr als Brigadier eingesetzt wurde, sah es in der Farm nicht vom besten aus: Die Rechnungsführung war vernachlässigt, die Melkerträge waren niedrig, der Tagesplan wurde nicht eingehalten.

Es kam im Sowchos so, daß man Heinrich Schramm stets dort einsetzte, wo es Schwachstellen gab. So leitete er die Schweinefarm, andere Milchfarmen, und überall half er den Rückstand überwinden. Daher ernannte ihn die Sowchosleitung auch zum Leiter dieser Farm. Auch hier begann er zuerst mit den Menschen zu arbeiten.

„Man muß sie und ihre Belange gut kennen", sagt er. „Ich weiß zum Beispiel, welcher Melkerin ich die Wahrheit über ihre Arbeit im Kollektiv sagen und mit welcher ich nur unter vier Augen sprechen darf. Eine dritte muß unterstützt werden, obwohl ihre Erfolge vorläufig noch bescheiden sind. Mit Menschen zu tun zu haben, ist keine leichte Sache, mit ihnen muß ständig gearbeitet werden. Sie verlangen ständige Aufmerksamkeit. Wenn das Kollektiv eingesehen hat, daß es dem Leiter wirklich um das Wohl der Menschen zu tun ist, so bleibt auch der Erfolg nicht aus."

Gegenwärtig ist die Farm vollständig mit Arbeitskräften versorgt. Alle Viehzüchter erhalten ihre Ruhetage rechtzeitig. Ihre Arbeit verrichten sie in guter Stimmung.

Die Rote Wanderfahne des Sowchos für hohe Kennziffern in der Milchlieferung an den Staat hat ihren ständigen Platz in der Milchfarm Nr. 1. Auch für November blieb sie im Kollektiv.

Ludmilla SANDER
Gebiet Zelinograd

In guter Qualität

Unser Sowchos „Smirnowski" hat in diesem Jahr fast 1 Million Pud Getreide in die Staatsspeicher eingeschüttet. Das ist zweifellos ein großes Verdienst unserer Mechanisatoren und aller, die in der Getreideproduktion beschäftigt sind.

Gegenwärtig ist bei uns die Reparatur der Landtechnik im Gange. Für die Reparaturarbeiter sind alle nötigen Bedingungen geschaffen. Ihnen steht auch eine gute Kantine und eine schöne Rote Ecke zur Verfügung.

Laut Plan ist für das vierte Quartal die Überholung von 25 Traktoren und ebenso vielen Mähdreschern vorgesehen. Er wird termingerecht erfüllt, was wir unseren sachkundigen Reparaturarbeitern zu verdanken haben, solchen wie Dmitri Sintschenko, Michail Kawalerow, Wassili Saitschenko, Alexander Schatalow, die ihr Soll bei guter Qualität überbieten. Wir sind überzeugt, daß die Technik rechtzeitig einsatzbereit sein wird.

Das Saatgut ist gelagert, die Herbstfurche gezogen, die nötige Zahl von Mechanisatoren vorhanden; im Frühjahr werden wir weniger Schwierigkeiten haben, da wir im Herbst und im Winter vorsorgen. Mit der Aussaat wollen wir in 8—12 Arbeitstagen fertig werden. Unser Ziel ist, im zweiten Jahr des elften Planjahrfünfts nicht weniger als 18 Dezitonnen Getreide je Hektar zu ernten.

Philipp SCHLEGEL,
Leiter der Reparaturwerkstatt

Gebiet Nordkasachstan

Nach einheitlichem Brigadenauftrag

Die Fahrer des Pawlodarer Taxiparks arbeiten nach dem einheitlichen Brigadenauftrag. So haben sie es selbst beschlossen. Ihre Arbeit wird nach dem Prämienstücklohn bezahlt. Der Verdienst unter den Brigademitgliedern wird auf Grund ihrer faktisch geleisteten Arbeit verteilt. Der Teilnahmekoeffizient wird vom Brigadenrat errechnet und von der Arbeiterversammlung bestätigt.

Gegenwärtig arbeiten 14 Taxifahrerbrigaden des Kraftverkehrsbetriebs nach dem einheitlichen Arbeitsauftrag. In diesen Kollektiven ist die Arbeitsproduktivität um etwa 20 Prozent angestiegen, und die Fahrgäste werden besser betreut.

Michael STEGLER

KURZ INFORMATIV

UST-KAMENOGORSK. Im Kombinat für Baustoffe sind die Brigaden L. Krasnoschtschokowa und A. Uldanowa aus dem Wettbewerb um die Hebung der Produktionskapazität als Sieger hervorgegangen. Die allmonatlichen Leistungsnormen werden von den Brigaden zu 170—180 Prozent erfüllt. Diesen Erfolg haben die Kollektive durch die Meisterung von Zweitberufen und die rationelle Nutzung der Arbeitszeit erzielt.

Die Namen der besten Dosiererinnen W. Schatowa, A. Martschenko, R. Scheldybajewa und N. Artjomowa wurden in das Buch der Arbeitsehre des Kombinats eingetragen.

URALSK. Das Kollektiv des Uralsker Bewehrungswerks hat sich dem sozialistischen Wettbewerb zu Ehren des 60. Gründungstags der UdSSR angeschlossen und leistet Aktivistenarbeit. Viele Betriebsarbeiter haben ihre Jahresaufgaben bereits vorfristig erfüllt. Darunter sind die Schleiferinnen N. Surgutschowa und Molotkowa aus der mechanischen Montagehalle, der Former W. Baidalow aus der Gießerei, die Dreher L. Ryshenko und J. Ljamin aus der mechanischen Abteilung. Die Bewehrungsarbeiter schließen jede Woche mit Sollüberbietung ab.

TALDY-KURGAN. „Ein Stoßfinish für das erste Jahr des elften Planjahrfünfts!" Unter diesem Motto arbeitet das Kollektiv der Verwaltung für mechanisierte Arbeiten, „Taldykurganpromstroi". Die Arbeiter und Fachleute der Verwaltung geben sich große Mühe, um das Jahresprogramm vorfristig zu bewältigen. Für den Sieg im sozialistischen Wettbewerb unter den Betrieben des Trusts im dritten Quartal bekam das Kollektiv der Verwaltung die Rote Wanderfahne und eine Geldprämie verliehen.

Führend im Wettbewerb sind der Abschnitt Nr. 4, geleitet von Viktor Iwkin, die Rohrleger W. Wischnjakow, A. Iwkin, A. Schamanbalanow, A. Schljachow, die Baggerführer W. Selenzow und N. Skorynin. Sie haben ihr Jahresprogramm schon bewältigt.

Stufen des Wachstums

„Jahresplan der Kohlengewinnung realisiert!" meldete dieser Tage das Kollektiv der Kohlengrube „Karagandinskaja", eines der führenden Betriebe des Karagandaer Kohlenbeckens. Seit Jahresbeginn 1981 wurden an die Konsumenten 1 852 000 Tonnen wertvollen Brennstoffes geliefert — um 122 000 Tonnen mehr als planmäßig.

Viele Arbeitssiege stehen auf dem Konto unseres Grubenkollektivs. Nun ist noch einer dazugekommen — die vorfristige Erfüllung des angestrengten Jahresplans von 1981. Dieses Ereignis ist umso bedeutsamer, weil wir zum 50jährigen Jubiläum unseres Betriebs rüsten und die Arbeitswacht zu Ehren des 60. Gründungstags der UdSSR angetreten haben.

Heute, wo wir Pläne für das zweite Jahr des elften Planjahrfünfts entwerfen und konkrete Verpflichtungen und Maßnahmen zum weiteren Fortschritt erarbeiten, sind die in diesem Jahr gesammelten Erfahrungen und Kenntnisse besonders wertvoll — vor allem hinsichtlich der Organisation des sozialistischen Wettbewerbs. Unserem Abschnitt kommt da eine große Rolle zu.

220 000 Tonnen Kohle — das ist unser Beitrag zum gemeinsamen Erfolg. Vergleicht man die diesjährige Leistung mit der vorjährigen, so liegt die sprunghafte Steigerung der Arbeitsproduktivität auf der Hand. Natürlich war das mit vielen Schwierigkeiten verbunden, die unser Kollektiv aber in Ehren gelöst und somit eine sichere Grundlage für weiteren Erfolg geschaffen hat.

In diesem Jahr sind die Brigaden unseres Abschnitts in einen neuen Streb übergegangen. Uns stand bevor, die völlig neuen Kohlengewinnungskomplexe KM — 87S zu meistern. Die neue leistungsstarke Maschine bot viele Möglichkeiten zur rapiden Steigerung der Arbeitseffektivität, doch das nur bei einem höchst sachkundigen Umgang mit dem Aggregat. Knapp vier Wochen dauerte die „Lehrfrist", und dann meldete die Schicht von K. Wert: Projektierte Kapazität der neuen Anlage erreicht! Die Erfahrungen der Arbeitsgruppe wurden ausgewertet und publik gemacht, die Brigaden bereicherten sie um neue Erkenntnisse, machten neue Reserven mobil.

Ein weiteres wichtiges Moment, das wir auch im kommenden Jahr in unserer Praxis zu verwerten gedenken, ist der sachkundig organisierte sozialistische Wettbewerb. Alle 16 Brigaden unseres Abschnitts standen in diesem Jahr im Arbeitswettstreit zu Ehren des 64. Jahrestags des Großen Oktober. Die Arbeit verlief unter der Devise „An jedem Arbeitsplatz Höchstleistungen erzielen!" Der Hauptzweck des Wettbewerbs bestand nicht nur darin, in jeder Schicht das Plansoll zu überbieten, sondern vor allem darin, neue Reserven für weiteren Fortschritt zu ermitteln. Da muß man unsere Rationalisatoren loben: In die Produktion wurden Rationalisierungsvorschläge mit einem Jahreseffekt von 54 000 Rubel eingeführt. Resultat: Die Leistungsfähigkeit der Aggregate und Anlagen ist wesentlich gestiegen, was den Produktionsausstoß selbstverständlich gefördert hat.

Wie gesagt, haben alle unsere Brigaden die Arbeitswacht zu Ehren des 60. Gründungstags der UdSSR angetreten. Das erlegt uns Kohlengewinnern eine besondere Verantwortung auf. Unsere Verpflichtung lautet: Im zweiten Jahr des Planjahrfünfts neue Höhen zu erklimmen und alles zu tun, um einen vorfristigen Abschluß des Zwölfmonatsprogramms 1982 zu gewährleisten.

Viktor SIEBERT,
Elektroschlosser des Abschnitts Nr. 1 in der Kohlengrube „Karagandinskaja"

Empfang ausländischer Korrespondenten

Am 12. Dezember empfing der Vorsitzende des Präsidiums des Obersten Sowjets der Kasachischen SSR S. N. Imaschew die in Alma-Ata weilende Gruppe ausländischer Korrespondenten.

Im Gespräch mit Vertretern der Presse der sozialistischen Länder und kommunistischen Parteien einer Reihe von kapitalistischen Staaten berichtete S. N. Imaschew über die großen Erfolge Kasachstans in der Entwicklung der Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, in der Hebung des Lebensstandards der Werktätigen, erzielt dank der Verwirklichung der Leninschen Nationalitätenpolitik der KPdSU, über das große Ausmaß der Arbeiten zur Realisierung der Beschlüsse des XXVI. Parteitags und über die Tätigkeit der Sowjets der Volksdeputierten. Ein großes Verdienst, unterstrich er, hat an all dem Genosse Leonid Iljitsch Breshnew, der in den Jahren der Neulanderschließung die Republikparteiorganisation leitete und der der weiteren Entwicklung Kasachstans sowie anderer sowjetischer Schwesterrepubliken stets große Aufmerksamkeit schenkt.

S. N. Imaschew beantwortete die Fragen der Journalisten.

Die Gäste dankten für den herzlichen Empfang.

Am Gespräch beteiligten sich der Außenminister der Kasachischen SSR M. I. Issinalijew.

△

Am gleichen Tag fand im Pressezentrum des Hotels „Kasachstan" eine Pressekonferenz statt, auf der sich die ausländischen Journalisten mit den Gestalten des Buches des Genossen L. I. Breshnew „Neuland" und mit Vertretern der Massenmedien der Republik trafen. Die Neulandpioniere berichteten den Gästen über die wichtigsten Etappen der Erschließung der Steppenweiten Kasachstans, das zum Symbol der Einheit, der unerschütterlichen Freundschaft des kasachischen und des russischen Volkes, aller Völker des multinationalen Sowjetstaates wurde. Mit besonderem Stolz sprachen sie darüber, daß die Neulandepopöe mit dem rastlosen, konsequenten Kämpfer für Frieden, treuen Fortsetzer des Werks von W. I. Lenin — Genossen L. I. Breshnew untrennbar verbunden ist.

Die Pioniere der Neulanderschließung beantworteten die Fragen der Gäste.

Die ausländischen Korrespondenten besichtigten die Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Am 12. Dezember reisten die Gäste in das Gebiet Zelinograd ab.

△

Während ihres Aufenthalts im Gebiet Zelinograd besichtigten die Vertreter der Presse der sozialistischen Länder und der Kommunistischen Parteien einer Reihe von kapitalistischen Staaten die Sehenswürdigkeiten von Zelinograd, besuchten den Palast der Neulanderschließer, die Gebietsbibliothek „Saken Sejfullin" das Museum der bildenden Künste, den Palast der Jugend.

In der Produktionsvereinigung für Geflügelzucht Wischnjowka trafen sie mit den Pionieren der Neulanderschließung zusammen, die die Journalisten ausführlich über den Werdegang des Agrarbetriebs in den ersten Jahren der Neulandgewinnung informierten. Die Korrespondenten besuchten kulturelle und soziale Einrichtungen des Landwirtschaftsbetriebs. Der Generaldirektor der Vereinigung, Held der sozialistischen Arbeit I. D. Shangurasow und der Erste Sekretär des Rayonparteikomitees Wischnjowka S. B. Chabibulin machten die Mitarbeiter der Presse mit der Ökonomik des Agrarbetriebs und des gesamten Rayons bekannt.

Während des Empfangs im Gebietskomitee der Kommunistischen Partei Kasachstans berichtete der Erste Sekretär des Gebietsparteikomitees, Held der Sozialistischen Arbeit N. J. Morosow ausführlich über den Verlauf der Erschließung neuer Ländereien in unserem Gebiet, über die Erfolge in der Entwicklung der Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, sprach über die Aufgaben des weiteren Aufschwungs aller Wirtschaftszweige, die die Werktätigen des Gebiets lösen, und beantwortete die Fragen der Journalisten.

Der Held der sozialistischen Arbeit M. J. Dowshik, Brigadier einer Traktoren- und Feldbaubrigade im Sowchos „Schuiski', Rayon Atbassar, erzählte den Journalisten darüber, wie in den Kasachstaner Steppen die erste Furche gezogen wurde. Der Held der sozialistischen Arbeit L. M. Kartausow berichtete über die Arbeit der Mechanisatoren in den ersten Jahren der Neulanderschließung. Der Pionier der Neulandgewinnung A. W. Saudalow, der Held der sozialistischen Arbeit S. K. Kaluschtschak erinnerten sich an die Jahre der Neulanderschließung. Der Held der sozialistischen Arbeit D. W. Burbach, Direktor des Sowchos „Krasnojarski", Rayon Zelinograd, charakterisierte ausführlich die Ökonomik seines Sowchos.

Die Redner sprachen mit Stolz darüber, daß die Erschließung des Neulands unter der unmittelbaren Leitung von Leonid Iljitsch Breshnew verlief, der damals dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Kasachstans vorstand. Mit dem Namen Leonid Iljitsch Breshnew ist unzertrennlich die ganze heldenhafte Neulandepopöe verbunden.

Dem Empfang wohnten die Sekretäre des Gebietsparteikomitees M. S. Ismagambetowa und I. I. Timoschenko, der Erste Stellvertretende Vorsitzende des Gebietsvollzugskomitees I. A. Schendrik, die Stellvertretenden Vorsitzenden des Gebietsvollzugskomitees S. Sh. Kadyrowa und A. I. Pogrebnoi, der Vorsitzende des Zelinograder Stadtvollzugskomitees N. T. Kassengalijew, die Helden der sozialistischen Arbeit W. I. Akulenko, S. A. Jessensholowa, Sh. Issabekow und der Aktivist der Neulanderschließung P. Kaissarin bei.

Die ausländischen Journalisten besuchten das Unionsforschungsinstitut für Getreidebau, wo sie sich mit der Entwicklung und Einführung des Neulandsystems des Ackerbaus bekannt machten.

(KasTAG)

TASS-Erklärung

In der Volksrepublik Polen haben sich Ereignisse von großer Wichtigkeit zugetragen. In Übereinstimmung mit der Verfassung verhängte der Staatsrat der VR Polen den Ausnahmezustand über das ganze Land. Ein Militärrat für die Nationale Rettung mit W. Jaruzelski an der Spitze wurde gebildet.

Der Chef des Militärrates für die nationale Rettung erklärte, daß die getroffenen Maßnahmen den Zweck verfolgen, Voraussetzungen für die Herausführung Polens aus der Krisenlage zu schaffen, die Gesetzlichkeit zu verteidigen und die öffentliche Ordnung wiederherzustellen.

All diese Schritte, die in Polen eingeleitet wurden, sind natürlich dessen innere Angelegenheit. Die von einigen Kreisen im Westen unternommene andere Interpretation dieser Ereignisse kann nicht anders denn als ein Versuch gewertet werden, sich in Angelegenheiten einzumischen, für die einzig und allein die Polen zuständig sind.

Es ist für niemand ein Geheimnis, daß die Feinde des Sozialismus in Polen durch ihre Zielsetzung, die bestehende Gesellschaftsordnung zu Falle zu bringen, durch die vorsätzliche Vertiefung der Krise im Lande und Ruinierung seiner Wirtschaft die Unabhängigkeit Polens in Frage gestellt haben.

Diese Kräfte waren bemüht, die brüderliche Freundschaft zwischen dem polnischen und dem sowjetischen Volke, die im gemeinsamen Kampf gegen den Faschismus entstand und in den darauffolgenden Jahrzehnten allseitig weiterentwickelt wurde, mit allen Mitteln zu untergraben. Sie hatten ein antisozialistisches, konterrevolutionäres Programm verkündet und beschworen durch ihre Aktivitäten eine direkte Gefahr für die Erfüllung der Bündnisverpflichtungen Polens aus dem Warschauer Vertrag herauf, was unmittelbar die Interessen der Sicherheit aller Teilnehmerstaaten dieses Vertrags berührte. Daher ist es kein Zufall, daß die Feinde des unabhängigen sozialistischen Polen im Inneren des Landes bei gewissen äußeren Kreisen im Westen Unterstützung fanden.

TASS ist ermächtigt zu erklären,, daß die Sowjetregierung und alle sowjetischen Menschen die Ereignisse in und um Polen aufmerksam verfolgen. Genugtuung ruft bei ihnen die Erklärung W. Jaruzelskis hervor, das polnisch-sowjetische Bündnis sei und bleibe Eckpfeiler der polnischen Staatsräson, Garantie der Unantastbarkeit der Grenzen Polens, und Polen sei und bleibe ein festes Glied des Warschauer Vertrags, Mitglied der sozialistischen Staatengemeinschaft.

Das Sowjetvolk wünscht dem polnischen Brudervolk, die schweren Aufgaben, vor denen das Land steht und die für die Geschicke des polnischen Staates von historischer Bedeutung sind, mit Erfolg zu lösen und die Vorwärtsentwicklung der Volksrepublik Polen auf dem Wege von Sozialismus und Frieden zuverlässig zu sichern.

Zur Lage in Polen

Der Erste Sekretär des ZK der PVAP, Vorsitzende des Ministerrats und Minister für nationale Verteidigung der VRP, Armeegeneral W. Jaruzelski, hat sich am Sonntagmorgen über den Rundfunk mit einem Appell an das polnische Volk gewandt. Er unterstrich, daß angesichts der das Land bedrohenden Anarchie und der verantwortungslosen Auftritte extremistischer Kräfte von „Solidarnosc", die offen zur Macht drängen, durch ein Dekret des Staatsrats der VRP am Sonntag der Ausnahmezustand für das Land ausgerufen wurde. Den Abenteurern müsse man die Hände binden, ehe sie das Vaterland in den Abgrund eines Bruderkampfes stürzen, erklärte er.

Es seien ein Militärrat für die Nationale Rettung gebildet und Militärkommissare ernannt worden. Diesen Bevollmächtigten sei das Recht zur Kontrolle über die Tätigkeit der Staatsorgane übertragen worden. Sie erhalten das Recht, in disziplinarischem Verfahren Personen von ihren Posten abzusetzen, wenn sie ihre Pflichten nicht erfüllen.

Der Militärrat für die Nationale Rettung ersetze nicht die verfassungsmäßigen Machtorgane. Seine einzige Aufgabe bestehe im Schutz der Rechtsordnung im Staat, in der Schaffung von Garantien, die es ermöglichen, Ordnung und Disziplin wieder herzustellen. Das sei der letzte Weg, um die Herausführung des Landes aus der Krise einzuleiten und den Staat vor dem Zerfall zu retten.

Es sei der Beschluß gefaßt worden, extremistische Führer von „Solidarnosc" und Mitglieder von illegalen antisozialistischen Organisationen zu isolieren. Isoliert worden seien außerdem mehrere Personen, die für die gesellschaftspolitische und wirtschaftliche Krise Polens verantwortlich sind. Weiter erklärte Jarurzelski, daß der Militärrat die Voraussetzungen für einen rücksichtslosen Kampf gegen die Kriminalität schaffen werde. Die Tätigkeit verbrecherischer Banden wird von den Gerichten im Sofortverfahren behandelt. Personen, die sich mit Spekulationen in großem Rahmen beschäftigen, die illegale Profite machen, die die Normen des gesellschaftlichen Lebens verletzen, werden verfolgt und mit aller Härte bestraft.

W. Jaruzelski stellte fest, daß Partei und Regierung konsequent für die Bildung einer Front der Nationalen Übereinkunft und für die Vereinigung aller patriotischen Kräfte des Volks zur Rettung Polens eintreten.

Er rief dazu auf, daß im Land öffentliche Ruhe hergestellt wird, die Volkswirtschaft normal zu funktionieren beginnt und Vertrauen und Achtung gegenüber den Staatsorganen wiederhergestellt werden.

W. Jaruzelski rief dazu auf, die Reihen der PVAP — der führenden Kraft der Gesellschaft, die konsequent für die Festigung und den weiteren Aufbau des Sozialismus in der VRP eintritt, enger zu schließen.

Wir müssen mit der weiteren Verschlechterung der internationalen Lage des polnischen Staates Schluß machen, fuhr Wojciech Jaruzelski fort.

An die sozialistischen Länder gewandt, unterstrich W. Jaruzelski, daß das polnische Volk hoch die Freundschaft der Sowjetunion und der anderen Länder der sozialistischen Gemeinschaft sowie deren brüderliche Hilfe würdigt. Das polnisch-sowjetische Bündnis ist und bleibt Eckpfeiler der polnischen Staatsinteressen, Garantie der Unantastbarkeit unserer Grenzen. Polen war und bleibt ein unverbrüchliches Glied des Warschauer Vertrages und Mitglied der sozialistischen Gemeinschaft.

Ich wende mich an die gesamte Weltöffentlichkeit, die außergewöhnlichen Bedingungen, die in Polen entstanden sind, und die außergewöhnlichen Mittel, die notwendig geworden sind, zu verstehen, erklärte Jaruzelski. Unsere Aktionen bedrohen niemanden. Sie haben nur ein Ziel — die inneren Gefahren abzuwenden.

(TASS)

L. I. BRESHNEW

Erinnerungen

Ein Leben nach der Werksirene

1.

Ich hatte das Glück, in einer Arbeiterfamilie in einer großen Werksiedlung zur Welt zu kommen, aufzuwachsen, meine Stählung als Arbeiter zu erhalten. Einer der frühesten und nachhaltigsten Eindrücke meiner Kindheit war die Werksirene. Ich weiß es noch: Kaum, daß der Morgen graut, ist der Vater schon in seiner Arbeitskluft, und die Mutter verabschiedet sich an der Tür von ihm. Die Werksirene heult im Baß, und mir scheint, man müsse sie in der ganzen Welt hören.

Rundfunk gab es nicht, die Arbeiter hatten keine Uhren, das Werk selber rief sie zur Arbeit. Der erste Ruf, das Vorsignal, erschallte früh um halb sechs, der nächste rief um 6 zur Schicht, abends um halb sechs ertönte dann das Vorsignal zur zweiten Schicht und wieder um 6 Uhr der Ruf zur Arbeit. Unser Kamenskoje, die künftige Arbeiterstadt Dneprodzierzynsk, hatte damals fünfundzwanzigtausend Einwohner, und die gesamte Zeitrechnung, der ganze Alltag, die Gewohnheiten, Bräuche und auch die Arbeit der Leute, mit einem Wort das ganze Leben verlief nach der Sirene.

Ich zog mich schnell an und lief barfuß, ohne gefrühstückt zu haben, meinem Vater nach. Wenn er mich bei der Hand nahm, blickte ich mich stolz um: Da, seht nur, wie groß ich bin, ich gehe schon ins Werk, dabei war ich noch keine fünf Jahre alt. Aus den Nachbarhäusern, den Seitenwegen und Gäßchen strömten ebenfalls Arbeiter herbei, wir wurden immer mehr, fast alle trugen verschlissene Jacken und Hosen aus derbem „Nanking“. Und ich weiß noch, wie ich mich freute, daß ich mit allen zusammen ausschreiten konnte.

Die tausendköpfige Menge wälzte sich hinab zum Dnepr, zum Markthang. Weiter durfte ich nicht mitgehen, und bald war Vaters Schirmmütze unter den zahllosen Schirmmützen, Kappen und Filzhüten verschwunden — nur von ferne sah ich, wie das schwarze Loch des Werkeingangs die Schicht aufsog. Aber mit ungefähr sieben Jahren passierte ich selber zum ersten Mal dieses Tor, die Eßnäpfe mit Vaters Mittagessen in der Hand.

Das Werk arbeitete in zwei Schichten, jede zu zwölf Stunden, aber es gab auch Tage (bei Schichtwechsel), an denen die Arbeiter volle achtzehn Stunden im Betrieb blieben. Eine Kantine existierte nicht, auf eine Mittagspause hatten die Arbeiter keinen Anspruch, hastig verzehrten sie, was sie von zu Hause mitgenommen hatten. Manchen brachten ihre Frauen, Töchter oder Schwestern das Essen, in ein Tuch eingebündelt. Später erfuhr ich, daß sich meine Eltern weder bei einem Vergnügen noch im Stadtgarten, weder bei einem Besuch noch im Klub — den es übrigens zu ihrer Zeit auch nicht geben konnte — kennengelernt hatten, sondern hier, in der Eisenwalzerei des Dnepr-Werks.

Mein Vater war zweiter Walzer, während der alte Denis Masalow als Schweißer an den Wärmöfen arbeitete. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir: stämmig, wortkarg, ein typischer russischer Facharbeiter. Er stammte aus Jenakijewo und hatte vorher in Nikopol gearbeitet; als er in unser Werk kam, hatte er schon eine große Familie, und das Essen brachte ihm oft seine erwachsene Tochter Natalia. Hier, an den Wärmöfen, am Walzwerk 280, lernten sich die jungen Leute kennen, und ein Jahr später heirateten sie. Mein Vater war damals 28, meine Mutter 20.

Was wäre noch über meine Herkunft zu sagen? Stammbäume gab es in Arbeiterfamilien bekanntlich nicht. Ich weiß nur, daß mein Vater Ilja Jakowlewitsch Breshnew im Jahre 1900 im Werk angefangen hatte. Er war aus dem Gouvernement Kursk, dem Dorf Breshnewo, Kreis Strelezki, hierher gekommen. Es ist anzunehmen, daß der Name des Dorfes — wie auch unser Familienname — von seiner Lage am Ufer (russ. breg-Ufer — d. Übers.) herrührt, vielleicht aber auch von den Begriffen „beretsch“, „oberegat“ (d. h. behüten — d. Übers.), was durchaus dem fürsorglichen Verhalten des Bauern zu seiner Ernährerin, der Scholle, entspricht. Die Scholle wurde geschätzt, verteidigt, behütet, jahrhundertelang mit Schweiß und Blut getränkt. Aber auch jahrhundertelang war Armut das Los der Menschen, sonst wäre mein Vater nicht genötigt gewesen, seinen Heimatort auf der Suche nach Erwerb zu verlassen.

Übrigens wohnte später bei uns Onkel Arkadi, ebenfalls ein Breshnew, aber kein Bruder, sondern nur ein Landsmann meines Vaters. Er war wie alle hergekommen, um zu verdienen. Der Vater nahm ihn in unsere Wohnung auf, Arkadi wurde Hüttenwerker, und nachdem er die jüngere Schwester meiner Mutter geheiratet hatte, schließlich unser Verwandter, mein Onkel. Offenbar gab es in unserem Dorfe, wie das in russischen Ansiedlungen oft vorkommt, viele Bewohner des gleichen Namens.

Ich bin also meiner nationalen Zugehörigkeit nach Russe, meiner Herkunft nach Proletarier, angestammter Hüttenwerker. Das ist alles, was ich über meinen Stammbaum weiß.

Vielleicht wäre es hier angebracht, an den Stammbaum der Arbeiterklasse Rußlands zu erinnern. Ihr stürmisches Wachstum setzte gerade an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ein, was eine Migration großer Volksmassen, jähe Veränderungen im Leben von Millionen Menschen zur Folge hatte. Ihr Schicksal mochte, jedes für sich genommen, als Zufall erscheinen, ihr gemeinsames Schicksal jedoch war historisch bedingt, sozusagen vorbestimmt durch die technische Revolution, die sich im Lande vollzog. Und es war durchaus kein Zufall, der meine Eltern ausgerechnet in die Gegend von Jekaterinoslaw (das heutige Gebiet Dnepropetrowsk) brachte, der sie veranlaßte, sich gerade in Südrußland niederzulassen.

In diesem Landstrich lagerte in günstiger Nachbarschaft die Kohle des Donezbeckens und das Erz von Kriwoi Rog, eine Eisenbahn verband sie miteinander, die Wasserstraße des Dnepr ermöglichte es, das fertige Metall zu den Maschinenbauern von Beshiza und Brjansk zu befördern. All das zusammengenommen sowie die unbegrenzten Möglichkeiten, billige Arbeitskräfte zu finden, zogen nicht nur die Unternehmer Rußlands, sondern auch ausländische Kapitalisten an. Im Dnepr-Werk zum Beispiel arbeitete belgisches, polnisches und französisches Kapital („kopital“, wie man diesen Begriff bei uns in der Siedlung vom Wort „kopit“-anhäufen, zusammentragen) ableitete. Das Werk wuchs erstaunlich schnell: von 1887 bis 1896 stieg in Kamenskoje die Einwohnerzahl von 2 000 auf 18 000.

Diese Zahlen sind in W. I. Lenins Buch „Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland“ enthalten. „Was früher Jahrhunderte brauchte, geschieht jetzt in einigen Jahrzehnten“, schrieb er. Viel später, bereits als Student, las ich dieses klassische Werk, und mir fiel auf, wie gründlich und tiefschürfend Wladimir Iljitsch die Entwicklung der Metallurgie im Süden untersucht hat. Ich erinnere mich noch, wie wichtig es für mich war, daß der große Führer des Weltproletariats, der bei einer Analyse der sozialökonomischen Entwicklung des gesamten Landes mit einem Blick ganz Rußland erfaßte, auch unsere Gegend, darunter das einstige Dorf Kamenskoje, bemerkte, seine Vergangenheit studierte, seine Gegenwart kannte, seine Zukunft voraussah.

In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren die Gouvernemens St. Petersburg, Moskau, Kiew, Perm und Wladimir ihrer technischen Ausrüstung nach führend, aber schon in den 90er Jahren hatte das Gouvernement Jekaterinoslaw die alten Industriezentren überflügelt und kam gleich hinter dem der Hauptstadt. Im Ural war die „Zahl der PS“ innerhalb eines Jahrzehnts auf das Zweieinhalbfache, im Süden dagegen während des gleichen Zeitraums fast auf das Sechsfache angewachsen. Dabei verwendeten die Werke des Südens im Gegensatz zu denen im Ural nicht mehr Holzkohle, sondern Steinkohle, das Roheisen wurde nicht mehr mit kaltem Gebläse erzeugt, und bei der Eisengewinnung ließ man das archaische sogenannte Frischverfahren fallen.

„Ist der Ural alt“, schlußfolgerte W. I. Lenin, „und sind die im Ural herrschenden Zustände ‚durch die Jahrhunderte geheiligt‘, so ist der Süden jung und befindet sich in seiner Formungsperiode. Die rein kapitalistische Industrie, die hier in den letzten Jahrzehnten entstanden ist, kennt weder Traditionen noch Ständegeist, weder Nationalität noch Abgeschlossenheit einer bestimmten Bevölkerung.“

All das habe ich, wie schon erwähnt, später, in meiner Studentenzeit, gelesen und begriffen. Aber was Lenin schrieb, erlebte und merkte ich mir bereits von Kindheit an. Das Sprachenbabel, die verängstigten Mushiks, die aus verschiedenen Gouvernements massenhaft zu uns kamen, die flüchtig gezimmerten Baracken und den Bau von Hoch- und Martinöfen, von mächtigen Walzwerken — all das habe ich bis in die kleinsten Einzelheiten in Erinnerung behalten. Das Werk, damals das größte im Süden, ragte über der Siedlung empor. Alles bei uns strebte ihm zu, und genau wie die andern Arbeiterjungen wußte ich, daß ich einmal ebenso wie mein Vater in die Werkhalle, zum lodernden Feuer kommen würde.

Ein anderes Los stellte sich niemand in der Siedlung vor. Laut dröhnte das Werk, es brachte sich in Erinnerung, und ich wußte: Das ist mein Schicksal.

Für damalige Begriffe galt das Werk als gut ausgerüstet, aber selbstverständlich gab es in seiner Walzerei weder Rollgänge noch Wipptische. Die Waggons wurden mit Schaufeln entladen, und auch die Kohle wurde in die Feuerung geschippt, ein trübsinniger Klepper zog die schwarzen Blöcke zu den Wärmöfen, wo mein Großvater Denis stand. Von hier aus wurden die eine halbe Tonne schweren weißglühenden „Stücke“ mit Haken zum Walzwerk geschleppt, dann von Hand von einem Kaliber zum anderen geschleift und das noch heiße, aber bereits gewalzte dünne Band aus dem letzten Walzgerüst im Laufschritt auf das Kühlbett gezogen, wo das Metall kalt werden sollte.

Jedesmal erstarrte einer der Arbeiter, ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit vorgebundener Schürze, in geflochtenen Handschuhen, auf seinem Platz („in der Schlinge“, wie wir es nannten). Ich konnte ihn gut sehen, er war ganz Spannung, hielt die Zange immer griffbereit. Kaum schoß die glühende, zischende, bösartige Schlange aus dem Walzgerüst hervor, da zähmte er sie augenblicklich und warf sie — „gab sie vor“, sagten wir — mit weitem Schwung auf andere Walzen. Der Mann kam mir in diesem Moment wie ein sagenhafter Recke, wie ein Riese vor. Und das war mein Vater.

Sobald er mich erblickt hatte, ließ er sich von Arkadi, unserem Nachbarn Luka oder einem anderen Arbeiter ablösen, spülte sich Hände und Gesicht ab, trat, die Augen in der Sonne zukneifend, ins Freie, setzte sich ins welke Gras und aß sein Mittagbrot. Beim Essen schwieg er. Manchmal strich er mit seiner rauhen Hand über meinen Scheitel, erkundigte sich, wie es zu Hause stehe, fragte nach der Mutter. Das Mittagessen endete immer auf die gleiche Art und Weise, der Vater sagte: „Na, troll dich“. Und ohne zu begreifen, welche höllische Arbeit ihm wieder bevorstand, rannte ich mit meinen Freunden zu den qualmenden Schloten am Rande des Werkes.

Wo die Bauten aufhörten, wuchsen Purpurweiden, und durch dieses Gestrüpp bahnten wir uns den Weg zum Dnepr. Das Ufer war dort sehr hoch und steil. Von oben betrachtet, lagen unübersehbare Weiten vor uns. Unten strömte blau der Dnepr, eine mit Gebüsch bewachsene Insel mitten im Fluß war zu erkennen, weiter verlor sich alles in bläulichem Dunst: das Wasser, die Wiesen, am anderen Ufer die Dörfer Nikolajewka und Kurilowka — für uns schon das Ende der Welt.

Kindheit bleibt Kindheit. Hier, am Dnepr, machte uns alles Spaß: Wir rannten den Hang hinunter, badeten, schwammen zur Insel hinüber. Nur im Frühjahr nicht. Bei Hochwasser überflutete der Strom die Bäume auf der Insel, das andere Ufer war kaum zu erkennen. Wenn ich jetzt an Gogols Worte zurückdenke: „Selten nur fliegt ein Vogel bis zur Mitte des Dnepr...“, scheint mir, dieses Bild des Stroms müßte aus seinen Kindheitserinnerungen entstanden sein.

Die Erinnerung an die Kindheit ist immer schön, doch möchte ich den Fehler vermeiden, der so manchem Verfasser von Erinnerungen unterläuft: Die Vergangenheit esteht vor ihnen schon deshalb in einem rosa Licht, weil sie damals selbst jung waren.

2.

Unsere Familie wohnte in einer Arbeitersiedlung, der „Unteren Kolonie“, in der Axionowski-Gasse. Hier wurde ich am 19. Dezember 1906 geboren. Und in derselben Stube kamen mein Bruder Jakow und meine Schwester Vera zur Welt.

Die Sorge um die geistigen Belange der Bewohner beschränkte sich darauf, daß die Siedlung Kamenskoje zwei rechtgläubige, eine katholische, eine evangelische Kirche und eine jüdische Synagoge besaß. Die übrigen „Kulturstätten“ begannen direkt am Werktor: der Ausschank Strigulins und der Ausschank Smirnows, dazu noch eine Unzahl andere Kneipen, staatlich betriebene Schnapsbuden.

Südwestlich der Siedlung, in der „Oberen Kolonie“ war dagegen eine ganz andere Welt: Dort standen die zweigeschossigen, geräumigen, mit allem Komfort eingerichteten Häuser der Werkdirektion. Sogar der Rauch aus den vielen hohen und niedrigen, runden und achteckigen Schornsteinen mied sie, er verflüchtigte sich fast immer in die Arbeitersiedlung. Erst später begriff ich, daß man hier die Windrose der Dneprgegend einkalkuliert hatte. Deshalb war der Himmel meiner Kindheit rauchgeschwärzt, lag eine Rußschicht auf unseren Häusern.

Den Arbeitern war es strengstens verboten, das Gelände der „Oberen Kolonie“ zu betreten. Abends erstrahlte dort elektrisches Licht, Droschken auf Ballonreifen fuhren vor, ihnen entstiegen gravitätisch Damen und Herren. Das war gleichsam eine andere Menschenrasse: satt, gepflegt, überheblich. Ein Ingenieur in Dienstmütze und Paletot mit Samtkragen hätte einem Arbeiter niemals die Hand gereicht, während der bei einer Begegnung mit einem Ingenieur oder Meister die Mütze ziehen mußte. Wir Arbeiterkinder konnten das unter den Klängen eines Blasorchesters promenierende „saubere Publikum“ nur aus der Ferne, durch das Gitter des Stadtgartens beäugen.

Um das Jetzige gut zu verstehen und zu schätzen, muß der Mensch das Vergangene im richtigen Lichte sehen.

„So unwürdige Verhältnisse wie im Kamenskoje-Werk findet man wohl nirgends“, bezeugt eines der bolschewistischen Flugblätter, die in unserer Siedlung verbreitet wurden. „Wo gibt es so etwas in der Welt sonst noch, daß das ganze Jahr hindurch ohne Sonn- und Feiertage gearbeitet wird, daß man zwölf, manchmal auch achtzehn Stunden hintereinander ohne Frühstücks- und Mittagspause schuften muß? Wo gibt es so etwas in der Welt sonst noch, daß den Arbeitern das Geld für die Instandhaltung der Bauten, für die Reparatur der Maschinen und Werkzeuge abgezogen wird? Unsere Blutsauger geben sich scheints mit den Profiten nicht zufrieden, die unsere Arbeit ihnen abwirft, und sie benutzen jeden Vorwand, um uns Geldstrafen aufzubrummen... In ewiger Schinderei, ewig im Dreck sind wir nur dazu da, daß die Börsen der Herren prallvoll, unsere Mägen aber leer sind.“

Die revolutionäre Geschichte der Arbeiter Südrußlands ist bekannt. Ich will nur daran erinnern, daß hier schon im Jahre 1885 die ersten sozialdemokratischen Zirkel entstanden. Einen solchen Zirkel gab es auch in Kamenskoje, wohin die Leninsche „Iskra“ regelmäßig zugestellt wurde. In dieser Gegend wirkten zu verschiedener Zeit in W. I. Lenins Auftrag aktiv seine Schüler und Kampfgefährten I. Ch. Lalajanz, W. P. Nogin, W. A. Schulgunow, M. G. Zchakaja, R. S. Semljatschka, W. W. Worowski, P. N. Lepeschinski und G. K. Ordshonikidse. Besonders wären aber drei Bolschewiki aus dem Gestirn der ersten Arbeiter zu nennen, die bewußt den Weg des revolutionären Kampfes beschritten hatten. In Jekaterinoslaw wurde 1897 der „Kampfbund zur Befreiung der Arbeiterklasse“ von Iwan Wassiljewitsch Babuschkin gegründet. W. I. Lenin nannte ihn bekanntlich den Stolz der Partei, einen Volkshelden. „Ohne solche Menschen“, schrieb Lenin, „würde das russische Volk für ewig ein Volk von Sklaven, ein Volk von Knechten bleiben. Mit solchen Menschen wird sich das russische Volk die völlige Befreiung von jeglicher Ausbeutung erkämpfen.“

Durch Babuschkins Zirkel stieß Grigori Iwanowitsch Petrowski zur revolutionären Bewegung. Der Name dieses revolutionären Arbeiters und späteren bekannten Funktionärs unserer Partei wurde dem Werk verliehen, in dem er als Dreher gearbeitet hatte. Eingedenk seiner Verdienste wurde auch die Stadt Jekaterinoslaw in Dnepropetrowsk umbenannt.

Nikifor Jefremowitsch Wilonow ist der dritte, den ich erwähnen möchte, er ist weniger bekannt als die anderen. Dabei war auch er ein Held und Märtyrer des Befreiungskampfes. Im Sommer 1903, als eine Streikwelle ganz Südrußland überflutete, wurde er in Jekaterinoslaw Mitglied des Iskra-Komitees der SDAPR. Er legte sich den Parteinamen Michail Sawodskoi zu, denn er war ein „sawodskoi“, einer aus dem Werk, ein gelernter Schlosser, seiner Geisteshaltung nach ein richtiger Arbeiter.

Als man in diesen Gegenden von der Spaltung auf dem II. Parteitag der SDAPR erfuhr, bekannte sich Wilonow sofort zu den Bolschewiki. Er schrieb einen ausführlichen Brief an W. I. Lenin, gelangte aber nicht in den Besitz der Antwort, weil er bald darauf verhaftet und nach Sibirien verschickt wurde. Wladimir Iljitsch aber hatte ihm geantwortet, und diese Briefe fanden sich erst nach Jahrzehnten im Archiv des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU. Auf Lenins Antwort ist in N. K. Krupskajas Handschrift vermerkt: „Abgesandt an Mischa Sawodskoi am 22. XII.“

Mehr noch, der Gründer unserer Partei zitierte die Meinung „eines Fabrikarbeiters aus der Stadt ...w“ in seiner Broschüre „Brief an einen Genossen über unsere organisatorischen Aufgaben“. Erst sechs Jahre später lernten sich Lenin und Wilonow kennen, und als Krupskaja erwähnte, sie hätten einst aus Jekaterinoslaw interessante Briefe von einem Mischa Sawodskoi erhalten, meinte Wilonow lächelnd: „Aber das bin ich ja!“ Erst da wurde alles klar.

Wilonow legte den üblichen Weg eines Revolutionärs zurück: Verhaftungen, Einzelarrest, Gefängnisse, Flucht, neuerliche Verhaftungen, abermals Verbannungen. Die Gendarmen warfen ihn in feuchte Kerker, zerschlugen ihm die Lungen, so daß er schon in jungen Jahren schwindsüchtig wurde. Trotzdem entwickelte er sich zu einem namhaften Organisator und Propagandisten der Partei und wurde während der Revolution von 1905 Vorsitzender des Sowjets der Arbeiterdeputierten in Samara. Damals war er erst 22 Jahre alt.

Bereits todkrank emigrierte er, lebte auf Capri und geriet in den Brennpunkt des Fraktionskampfes. Es war eine schwere Zeit, unter dem Druck der Reaktion kam es zu einem ideologischen Wirrwarr, auf den Plan traten „Otsowisten“, „Gottbildner“, „Empiriomonisten“ und wie sie sich sonst noch nannten. Einem revolutionären Arbeiter fiel es nicht leicht, sich in all dem zurechtzufinden, doch Wilonow traf fehlerfrei seine Wahl: Er hielt zu Lenin. Bekannt ist der Brief Wladimir Iljitschs an A. M. Gorki, in dem er von einer langen Unterredung mit Michail Sawodskoi berichtete und die feste Überzeugung zum Ausdruck brachte, daß die Arbeiterklasse ihre Partei schmieden wird, „und das schneller, als es mitunter vom Standpunkt des dreimal verfluchten Emigrantenlebens scheint, sie wird richtiger schmieden, als man sich das vorstellt, wenn man nach einigen äußeren Erscheinungen und einzelnen Episoden urteilt. Solche Menschen wie Michail sind die Gewähr dafür.“

Jawohl, Menschen wie Babuschkin, Petrowski, Wilonow und Tausende andere waren die Gewähr dafür. Ich schreibe von diesen selbstlosen Kämpfern, um noch klarer zu zeigen, weshalb die Arbeiterklasse Rußlands stets zu W. I. Lenin, zu den Bolschewiki, zur großen Partei der Kommunisten stand. Die Arbeiter des Dnepr-Werkes nahmen bereits an der Revolution von 1905 aktivsten Anteil. Nach den Sowjets der Arbeiterdeputierten in Petersburg, Moskau, Iwanowo-Wosnessensk, Kiew, Jekaterinoslaw, Lugansk und anderen großen Städten wurde auch in der Siedlung Kamenskoje ein Sowjet gebildet. Tonangebend waren darin von Anfang an die Bolschewiki, und zum Vorsitzenden wurde der Bolschewik I. M. Bessedow, ein Elektriker aus dem Werk, gewählt. Später bin ich ihm wiederholt begegnet: Nach dem Bürgerkrieg war er bei uns Vorsitzender des Stadtsowjets und danach Werkdirektor.

Der Kampf ging auch nach der Niederlage der ersten russischen Revolution weiter. Trotz der Massenverhaftungen, trotz der ideologischen Schwankungen verfügten hier die Menschewiki und Sozialrevolutionäre niemals über starke Positionen. Der Kampf verbreitete sich, Jahr für Jahr funktionierten illegale Zirkel, es kam zu Streiks, Maifeiern wurden veranstaltet. Beispielsweise berichtete die „Prawda“ am 4. Juli 1912: „Gestern verhaftete die Polizei im Werk von Kamenskoje 22 Personen, die im Verdacht standen, eine politische Kundgebung abhalten zu wollen.“ In einer der nächsten Ausgaben der Zeitung war bereits zu lesen, daß „im Werk von Kamenskoje 32 Arbeiter verhaftet wurden“. Aber der Kampfgeist der Arbeiterschaft war nicht zu brechen.

„Nur ein allgemeiner bewaffneter Aufstand im ganzen Lande“, hieß es in einem Flugblatt, das 1916 in unserem Werk verbreitet wurde, „nur die endgültige Zertrümmerung der unwiderruflich altersschwachen Despotie Nikolais II. und die Gründung einer demokratischen Republik auf ihren Trümmern kann uns davon bewahren, daß sich die Schrecken des Menschenschlachtens wiederholen... So sei denn unser Kampf geeint und allgemein, denn in der Einheit liegt die Stärke!“

Natürlich habe ich in jenen Jahren diese Flugblätter nicht gelesen, zu den Maifeiern nahm man uns Jungens nicht mit, und überhaupt war uns bei weitem nicht alles klar und verständlich. Aber in dieser Atmosphäre wuchs ich heran, die Gedanken und Hoffnungen der Arbeiter waren mir von jeher nah und vertraut, ich erfuhr von ihnen, wenn ich die Gespräche der Erwachsenen hörte, sie in den schweren Tagen der Streiks sah. Ich kann sagen, daß ich von Kind an die besten Züge des Menschen der Arbeit vor Augen hatte.

Er ist seinem ganzen Wesen nach ein Schaffender, verfügt über unerschöpfliche Geduld, kennt seine Arbeit und ist gewohnt, sie gut zu machen. Sogar in der Zarenzeit, sogar im Joch der Ausbeutung war ihm Schluderei zuwider, denn stets schätzte er das Können und achtete seine Arbeit. Fast alle Reichtümer, die die Menschheit angehäuft hat, sind das Werk seiner starken Arme, doch er selber ist dem Besitz nicht verhaftet, Eigennutz ist ihm fremd, dagegen gehören Großmut, Kühnheit und angeborener Gerechtigkeitssinn zu seinem Charakter. Er ist findig, hat eine gute Auffassungsgabe, lebhaften Verstand und Humor. Er ist entschlossen, mutig, ein treuer Freund, jederzeit bereit, seinen Kameraden beizuspringen. Die Werksirene rief alle gleichzeitig zur Schicht, und sie war es auch, die die Arbeiter einte, in ihnen das hohe Gefühl der Einheit, der Interessengemeinschaft, jener proletarischen Solidarität weckte, das Millionen Menschen verschiedenen Alters, verschiedener Erfahrungen und Bräuche, verschiedener nationaler Zugehörigkeit zu einer mächtigen, festgefügten wirklich revolutionären Klasse machte.

Zu dieser Klasse gehörte ich meiner Geburt nach, in diesem Milieu wurde ich erzogen, mit ihm bin ich, man kann wohl sagen, durch Blutsbande verknüpft. Mein Vater blieb bis zu seinem Lebensende ein Arbeiter. Arbeiter waren mein Großvater, die Brüder meiner Mutter, meine Onkel, und auch ich selber ging, als meine Zeit gekommen war, ins Werk zur Arbeit und ebenso mein Bruder, meine Schwester, mein Schwager... Die Familie Breshnew hat ihrem Werk viele Jahrzehnte ihres Lebens geschenkt, unseren Familiennamen findet man auch heute in den Arbeiterverzeichnissen des Werks.

3.

Von meinem Elternhaus möchte ich ausführlicher berichten, weil gerade hier Charakter und Verhalten des Menschen zum Leben ihren Ursprung haben. Meine Eltern kannten die ganze Bürde des Zarenjochs aus eigener Erfahrung. Den größten Teil ihres Lebens hatten sie es schwer, trotzdem herrschte bei uns zu Hause immer Eintracht. Mag sein, daß es manchmal auch diese oder jene Reibungen gab, doch wir Kinder bekamen das nicht zu spüren, wir hörten nie, daß einer dem andern auch nur ein grobes Wort gesagt hätte.

Mein Vater war beherrscht und streng, er verzog uns nicht, aber soweit ich mich erinnere, bestrafte er uns auch nie. Offenbar war das nicht nötig: Wir wuchsen im Geiste der Achtung vor den Eltern auf. Mein Vater war von hohem Wuchs, sehnig und wie die meisten Walzwerker körperlich sehr stark. Er hatte feine Gesichtszüge, freundliche, aufmerksame Augen. Der Vater achtete stets auf sein Äußeres, war zu Hause glatt rasiert, legte überhaupt Wert auf Ordnung und Sauberkeit. Und diese Gewohnheiten sind offenbar auch auf uns übergegangen. Das Gefühl der eigenen Würde war bei meinem Vater sehr stark ausgeprägt, er verabscheute Tücke, war geradlinig und fest, seine Kollegen achteten ihn. Und uns Kindern gefiel seine Art.

„Wenn du etwas versprochen hast, dann halte Wort“, lehrte mich mein Vater. „Hast du Zweifel, dann sage die Wahrheit, hast du Angst, dann unterlaß, was du tun wolltest, wenn du es aber getan hast, dann stehe dazu. Wenn du von deinem Recht überzeugt bist, dann beharre darauf ohne jeden Vorbehalt.“

So verhielt er sich auch selber. Wort und Tat stimmten bei ihm stets überein.

Die Bevölkerung der Siedlung Kamenskoje war bunt zusammengewürfelt. In der Werkdirektion saßen Franzosen, Belgier und Polen. Unter den Arbeitern gab es ebenfalls viele Polen, aber noch mehr hiesige Ukrainer und sehr viele Bauern aus Jelez, Kursk, Orjol, Kaluga. Mein Vater machte keinen Unterschied zwischen den Arbeitenden und teilte sie nicht, wie wir jetzt sagen würden, nach nationalen Gesichtspunkten, sondern nach Klassenmerkmalen ein. Und ich weiß noch, daß damals auch für mich der Sohn eines Wachtmeisters oder reichen Kaufmanns, obwohl Russe, ein Fremder war, während die Arbeiterkinder, auch die polnischen, zu uns gehörten.

Nach der Revolution, als das Werk zum Achtstundentag überging und eine dritte Schicht eingeführt werden mußte, wurde mein Vater Vorarbeiter, „Fabrikator“. Er hatte jahrelang als Walzer gearbeitet, war ein Fachmann in seinem Beruf, doch seine neuen Pflichten verlangten nicht nur Erfahrungen, sondern auch beträchtliches Wissen. Der „Fabrikator“ forderte von der Siemens-Martin-Abteilung den Bedarf an, bestimmte, aus welchen Blöcken in Auftrag gegebene Profile herzustellen, welche Stahlmarken zu verwenden waren, wie die thermische Bearbeitung zu erfolgen hatte, um die Wärmeverluste möglichst niedrig zu halten, usw. Im Grunde war hier schon das Wissen eines Ingenieurs erforderlich, der Vater aber kannte das alles dank seiner langjährigen Praxis und seinem angeborenen Verstand.

In der sowjetischen Zeit zogen wir in die Pelin-Straße um, wo wir in einem neuen werkeigenen Haus eine Zweizimmerwohnung im Erdgeschoß bekamen. Ein Zimmer überließ mein Vater meinem Onkel und seiner Familie. Wir lebten einträchtig und fröhlich, hatten oft Gäste, sangen Lieder, unterhielten uns bis Mitternacht, die Mutter aber ließ niemand ohne ein gutes Abendbrot heimgehen. Das Haus stand unweit der Station Tritusnaja. Damals war das noch Stadtrand, hinter dem Haus lag ein kleiner mit Grün bepflanzter Hof, in dem Akazien wuchsen, und der Morgen begann mit Vogelzwitscher.

Mein Vater wurde Stoßarbeiter und in den 30er Jahren Stachanowarbeiter, er genoß allgemeines Ansehen, sorgte dafür, daß die Kinder es zu etwas brachten. Wir alle arbeiteten schon, trugen zum Unterhalt der Familie bei, und der Vater hätte noch lange leben können. Doch plötzlich wurde er krank und starb, noch keine sechzig Jahre alt.

Bis an sein Lebensende lagen dem Vater die Angelegenheiten des Werkes am Herzen. Immer bewies er lebhaftes Interesse für alles, was im Lande und in der weiten Welt vor sich ging. Mir ist ein Gespräch mit ihm im Gedächtnis geblieben, das mir später oft wieder einfiel, und ich möchte es hier wiedergeben. Eines Tages kam ich nach Feierabend heim und erzählte dem Vater wie gewöhnlich vom Tagesablauf im Werk. Aber er war mit seinen Gedanken nicht bei der Sache. Er fiel mir ins Wort:

„Sag mal, Ljonja, welcher Berg ist der höchste?“

„Der Everest.“

„Und wie hoch ist er?“

Ich war verblüfft: Was wollte er mit diesen Fragen?

„Genau weiß ich es nicht“, erwiderte ich, „etwa 9 000 Meter ...Wozu fragst du danach?“

„Und der Eifelturm?“

„Ich glaube, 300 Meter.“

Mein Vater schwieg lange, dachte nach und meinte dann:

„Weißt du, Ljonja, wenn wir den Auftrag bekämen, würden wir ihn höher machen. Auf das Walzgut sollte es uns nicht ankommen. An die 600 Meter würde der Turm bei uns werden.“

„Wozu, Vater?“

„Und oben hätte er einen Querbalken. Daran könnte man Hitler aufknüpfen. Verstehst du, damit alle von weitem sehen, was die zu gewärtigen haben, die einen Krieg vom Zaune brechen wollen. Vielleicht steht Hitler nicht allein in der Welt, vielleicht gibt es noch andere. Für die wäre auch noch Platz da oben. Na? Was meinst du?“

Er war zeitlebens Arbeiter und trug sich mit solchen Gedanken. Und wann? Schon lange vor dem Krieg, vor unserem Sieg, vor dem Nürnberger Prozeß, der die Nazihäuptlinge an den Pranger stellte. Dieser Mann hatte keine marxistische Theorie studiert, doch er verspürte die große Gerechtigkeit unserer Sache sozusagen mit allen Fasern, erkannte die Gefahr des Faschismus und brachte das Verhalten der Arbeiterklasse, aller Werktätigen zur Kriegsgefahr sehr treffend zum Ausdruck.

Meine Mutter, Natalia Denissowna, überlebte den Vater um viele Jahre. Und hatte ich von ihm, wie man bei uns behauptete, Beharrlichkeit, Geduld und die Gewohnheit, alles einmal Begonnene unbedingt zu Ende zu führen, so gab mir die Mutter Aufgeschlossenheit, Interesse für meine Mitmenschen und die Fähigkeit, den Schwierigkeiten lächelnd, scherzend zu begegnen, mit auf den Weg. Sie hat ihr ganzes Leben gearbeitet, für uns gekocht, gewaschen, uns, wenn wir krank waren, gepflegt, und dessen eingedenk ist es mir für immer zur Gewohnheit geworden, die schwere, unauffällige, nicht endenwollende und selbstlose Tätigkeit der Frau, der Mutter zu achten.

Später, als ich in Saporoshje und Dnepropetrowsk, in Moldawien und Kasachstan arbeitete, nutzte ich jede Gelegenheit, um meine Mutter wiederzusehen, der ich immer größte Achtung entgegenbrachte. Ich möchte sogar sagen, daß einer, der seine Mutter nicht liebt, die ihm das Leben geschenkt, ihn genährt und aufgezogen hat, daß so einer mir persönlich verdächtig vorkommt. Nicht umsonst sagt man im Volk Mutter Heimat: Wer imstande ist, seine Mutter zu verlassen, zu vergessen, der ist auch der Heimat ein schlechter Sohn.

Ich arbeitete schon in Moskau, aber meine Mutter konnte sich immer noch nicht entschließen, zu mir zu ziehen, sie wohnte in dem erwähnten Haus, in der Pelin-Straße, immer noch in derselben engen, kleinen Wohnung mit meiner Schwester und deren Mann, einem tüchtigen Ingenieur, der zum Abteilungsleiter in unserem Werk aufgerückt war. Später erfuhr ich — nicht von meinen Angehörigen, die mir nichts davon geschrieben hatten —, folgende Begebenheit: Den örtlichen Behörden war es peinlich, daß die Mutter eines Sekretärs des ZK der KPdSU in einer solchen Wohnung lebte, und sie boten ihr eine geräumigere, hellere Wohnung mit allen Bequemlichkeiten an. Um diese Zeit, das möchte ich bemerken, hatte der Wohnungsbau in Dneprodzierzynsk große Ausmaße angenommen. Meine Mutter aber verzichtete trotz allen Zuredens auf einen Umzug und wohnte weiter im früheren Haus. Sie ging mit der Einholtasche in die Läden, wurde ärgerlich, wenn man sie beim Anstehen vorlassen wollte, besorgte nach wie vor den ganzen Haushalt und ließ es sich nicht nehmen, ihre Gäste gut zu bewirten. Noch heute erinnere ich mich an ihre Hausmachernudeln, so gut haben sie mir woanders nie geschmeckt. Abends aber ging sie in ihrer altmodischen Bluse und einem dunklen Kopftuch hinaus, setzte sich auf die Bank vor der Haustür und unterhielt sich noch lange mit den Nachbarinnen.

Wie immer fanden sich Leute, die ihre Bekanntschaft mit Breshnews Mutter für ihre eigenen Zwecke ausnutzen, ihr alle möglichen Beschwerden und Eingaben zum Weiterleite „an die Instanzen“ zustecken wollten. Und ich muß sagen, ich bewunderte ihre Klugheit, ihren Takt und ihre außerordentliche Bescheidenheit, die sie dabei bewies. Auch das hat meine Mutter mir gegenüber nicht erwähnt, so daß ich es nur auf Umwegen, von anderen erfuhr. Ihrer Ansicht nach hatte sie kein Recht, sich in meine Angelegenheiten einzumischen. Sie wußte, wie sehr ich sie achtete und liebte, aber wenn ich jemandem auf ihr Bitten hin beispielsweise zu einer Verbesserung der Wohnverhältnisse verholfen hätte, wäre das auf Kosten jener anderen geschehen, die nicht auf den Gedanken gekommen waren oder es einfach nicht über sich gebracht hatten, sich an sie zu wenden. Die waren aber vielleicht mehr als andere auf Unterstützung angewiesen. So ähnlich dachte meine Mutter, entgegnete aber einfach:

„Da, sieh meine beiden Hände.“ Und sie zeigte ihre sehnigen, abgearbeiteten alten Hände. „Alles, was ich selber kann, will ich gerne für dich tun. Aber meinem Sohn vorsagen, was er zu tun hat, das kann ich nicht. Also nichts für ungut.“

1966 zog meine Mutter zu mir nach Moskau. Sie erlebte es noch, Urgroßmutter zu werden, und hatte einen ruhigen Lebensabend in Eintracht mit ihrem Gewissen, wurde von allen, die sie kannten, geliebt und war stolz auf das Ver-

L. I. BRESHNEW

Erinnerungen

13

trauen, das das Volk und die Partei ihrem Erstling erwiesen hatten, und für mich war es ein großes Glück, nach der Mühsal des Tages neben Mutter zu sitzen, ihre liebe Stimme zu hören, in ihre gütigen, strahlenden Augen zu blicken.

4.

Bisher habe ich unerwähnt gelassen, daß nicht nur mein Vater lesen und schreiben konnte, sondern auch meine Mutter, und sie las gern, was damals, in ihrer Jugendzeit, in einer Arbeitersiedlung eine Seltenheit war. Erst als Erwachsener begriff ich, was meine Eltern ihre Entschlossenheit gekostet hatte, uns Kindern eine gründliche Schulung zu ermöglichen. Aber sie wollten es nun einmal und setzten es durch. Mit neun Jahren wurde ich in die Vorbereitungsklasse des Klassischen Knabengymnasiums von Kamenskoje aufgenommen. Ich weiß noch, wie meine Mutter gar nicht glauben wollte, daß man mich aufgenommen hatte, und die ganze Straße darüber staunte.

Arbeiterkinder wurden früher zum Gymnasium überhaupt nicht zugelassen, und wenn es doch einmal geschah, dann nicht durch die weit offene Tür, sondern nur durch einen Spalt. Wahrscheinlich war das einerseits auf die Erfordernisse der wachsenden Produktion zurückzuführen, andererseits aber machte sich der Einfluß der revolutionären Ereignisse in Rußland geltend. Nichtdestoweniger mußten wir einen besonderen Wettbewerb bestehen, und nur die begabtesten, ungefähr einer von fünfzehn, wurden aufgenommen, insgesamt kamen in jenem Jahr nur sieben Arbeitersöhne an. Alle übrigen Gymnasiasten stammten aus der „Oberen Kolonie", aus den Kreisen der Beamten, reichen Kaufleuchte und der Werkdirektion. Man nannte uns staatliche „Stipendiaten". Das bedeutete aber nicht, daß wir ein Stipendium bezogen hätten, sondern einzig und allein, daß uns bei ausgezeichneten Leistungen das Schulgeld erlassen wurde. Dabei war dieses Schulgeld unerschwinglich: 64 Rubel in Gold. Soviel verdiente nicht einmal ein hochstqualifizierter Arbeiter, und natürlich hätte mein Vater dieses Geld beim besten Willen nicht aufbringen können.

Ich lernte gut, wie übrigens alle meine Freunde. Erstens machte es mir Spaß, Neues zu erfahren, zweitens überwachte der Vater streng, wie ich lernte, und drittens kam es einfach nicht in Frage, schlecht zu lernen, denn das hätte für uns den Ausschluß aus dem Gymnasium bedeutet.

Wir Arbeitersöhne wurden anders behandelt als die Gymnasiasten aus der „Oberen Kolonie". Uns packte die Wut, zugleich aber auch der vermessene Wunsch zu beweisen, daß es uns nicht, wie behauptet wurde, an der nötigen Begabung für die Wissenschaften mangelte, und wir durchaus nicht dümmer waren als die Söhnchen der Reichen, bei denen oft genug ein Auge zugedrückt wurde.

14

Am liebsten hatten wir unseren Geschichtslehrer Kowalewitsch. Er unterrichtete sein Fach ausgezeichnet, erzählte uns nicht nur von den Zaren, sondern auch von Rasin und Pugatschow, von ihm hörte ich zum ersten Mal über den Dekabristenaufstand, lernte die Namen Tschernyschewski und Herzen kennen. Er brachte uns das Denken bei, lehrte uns, die gesellschaftlichen Entwicklungsgesetze zu verstehen, und ging, wie ich später begriff, weit über den Rahmen des offiziellen Lehrprogramms hinaus. Natürlich ahnten wir nicht, daß unser bester Lehrer ein Bolschewik, ein Illegaler war, und erfuhren das erst später, als ihn die Denikin-Leute erschossen. Heute gibt es in der Stadt Dneprodzierzynsk eine Kowalewitsch-Straße. Vielleicht wissen nicht alle jungen Leute, nach wem sie benannt ist, und es ist mir eine Genugtuung, das zu erwähnen.

Der Februar des Jahres 17 erreichte Kamenskoje als Widerhall eines fernen Donnerschlags. Die Selbstherrschaft wurde gestürzt. Aber der Krieg ging weiter, die Menschenschlangen vor den Brotläden wurden nicht kleiner, auf dem Grund und Boden saßen nach wie vor die Gutsherren, die Betriebe gehörten nach wie vor den Fabrikanten. Auch bei uns blickte die „Obere Kolonie" noch immer von oben herab, wenn auch nicht ohne Bangen, auf die „Untere". Die Herren blieben Herren, die Arbeiter waren weiter Arbeiter.

Ganz anders leben in meiner Erinnerung die großen Tage der Oktoberrevolution, sie gruben sich mir, ich kann wohl sagen, für immer ins Gedächtnis ein.

Die Werksirene heulte plötzlich zu einer nicht vorgeschriebenen Stunde. Die Zeit zerbarst gleichsam, brach entzwei, und es begann eine neue Zeitrechnung. Das war für uns ganz ungewöhnlich, und wir rannten unseren Vätern nach zum Werk. Die ganze Stadt schien dorthin zu eilen, die Leute strömten aus den Werkhallen, bedrohlich erklangen ihre Stimmen, ein unübersehbares Meer von Köpfen wogte auf dem Platz. Man sah die Fellmützen verwundeter Soldaten, die von der Front zurückgekehrt waren, da und dort Frauen mit Kopftüchern, aber am zahlreichsten waren die Hüttenwerker, die Arbeiter. Und ich verspüre noch heute das Gefühl der allgemeinen Begeisterung, eines wahren Triumphes.

Es begann eine Kundgebung, auf der M. I. Arsenitschew, der erste Leiter der Bolschewiki von Kamenskoje, sprach. Er arbeitete bei uns in der Kesselschmiede, hatte sich früh dem revolutionären Kampf angeschlossen, Flugblätter gedruckt und verbreitet, fuhr später, unter polizeiliche Aufsicht gestellt, nach Petrograd, legte den ruhmreichen Weg der Illegalität zurück, entging auch der sibirischen Verbannung nicht, war unter denen, die auf dem Finnländischen Bahnhof W. I. Lenin begrüßten und seine berühmte Ansprache hörten, die in dem Ruf gipfelte: „Es lebe die sozialistische Revolution!" Später, während des Bürgerkrieges wurde Arsenitschew von den Weißen erschossen, und es fügte sich, daß ich an der nach Michail Arsenitschew benannten Metallurgischen Hochschule studierte.

15

Damals sprach er auf der Kundgebung von dem großen Sieg des Proletariats, erzählte vom II. Allrussischen Sowjetkongreß und gab die Bildung der von Wladimir Iljitsch Uljanow-Lenin geführten ersten Arbeiter-und-Bauern-Regierung der Welt bekannt. Das Volk geriet in Bewegung, Hurrarufe erschallten. Ich erinnere mich auch, wie ich mit Herzklopfen, den Kopf im Nacken, das rote Tuch anstarrte, das vor dem Hintergrund des grauen Herbsthimmels wehte.

Jede Generation, möchte ich hinzufügen, übernimmt von den vorangegangenen Generationen als Erbe, was jene errungen, erkämpft, erschafft und geleistet haben, um bereits auf einer neuen, höheren Ebene, auf einer neuen Stufe der historischen Entwicklung weiterzuschreiten, ihren Weg fortzusetzen. Den jungen Menschen mag es zuweilen scheinen, als ob sie das Wichtigste schon hinter sich hätten. Hinter ihnen liege die Revolution, hinter ihnen die Kämpfe des Bürgerkrieges, die Jahre der sozialistischen Umgestaltung des riesigen Landes, hinter ihnen liege die Heroik des Großen Vaterländischen Krieges... So denken die jungen Burschen und Mädchen, doch dann kommt ihre Zeit, sie übernehmen die Stafette der Großväter und Väter, und da stellt es sich heraus, daß auch ihnen harte Prüfungen und große Taten bestimmt sind.

Heute macht mich der Gedanke froh, daß für die Generationen der revolutionären Kämpfer, der Baumeister der ersten Fünfjahrpläne, der Soldaten des Vaterländischen Krieges eine würdige Ablösung herangewachsen ist. Wir können heute dem Komsomol, allen jungen Menschen des Sowjetlandes Aufgaben von einst unvorstellbaren Ausmaßen übertragen und sehen, daß sie beseelt sind von dem hohen Gefühl der persönlichen Verantwortung für alles, was in unserem Lande vor sich geht, daß sie jedes Vorhaben mit romantischem Elan erfüllen, den ich ihr jugendliches Pathos nennen möchte. Die Jugend wächst in kommunistischer Überzeugtheit heran, sie ist der Sache der Partei, der Sache des großen Lenin aufrichtig ergeben, den Idealen des Oktober treu.

Das ist es, woran ich denken muß, wenn mir die rote Fahne der Revolution einfällt, die vor dem Hintergrund des trüben Herbsthimmels wehte. Nie wird in meinem Gedächtnis der Einzug der Oktoberrevolution in unsere Arbeitersiedlung verblassen. Die Fahne flatterte hoch oben am Schlot des Hochofens 1.

* * *

Sehr schwierig gestaltete sich in meinen Jugendjahren, an der Nahtstelle der Epochen das soziale Sein. Die Leute vom Dnepr-Werk hatten es nicht leicht: Die Macht der Zentralrada wurde von den deutschen Truppen abgelöst, ihnen folgte Petljura, den im Januar 1919 die Kavallerie der Roten Armee aus Kamenskoje davonjagte, doch nach einem halben Jahr zogen die Weißen ein, dann die Banden von Machno, von Grigorjew. Allerlei Abschaum kam ans Tageslicht gekrochen. In Versammlungen zerrissen sich ukrainische „Autonomisten", Menschewiki, Kadetten, Sozialrevolutionäre und Anarchisten die Mäuler. In jenen Jahren erhielten wir eine sehr anschauliche politische Erziehung und reiften nicht nur mit jedem Tag, sondern, wie man zu sagen pflegt, von Stunde zu Stunde.

16

Was ich jedoch noch einmal betonen möchte: Unsere Stadt war eine Arbeiterstadt, ihre Bevölkerung bestand in der Mehrzahl aus Arbeitern, und deshalb betrachtete man bei uns die proletarische Revolution immer als unsere ureigene Revolution, die Partei der Bolschewiki als unsere ureigene Partei, die Macht der Sowjets als unsere ureigene Macht. Für die Arbeiter des Dneprwerks gab es also kein Problem der Entscheidung, für sie war es überhaupt keine Frage, mit wem sie marschieren sollten, auf wessen Seite sie gehörten. Mein Vater zum Beispiel war nicht Mitglied der Partei, genauer gesagt, überhaupt keiner Partei, doch unterstützte er seit den ersten Jahren der Revolution aktiv die Bolschewiki, und später, als ich in den Komsomol eintrat, dann Mitglied der Kommunistischen Partei wurde, waren es für meine Eltern große und freudige Ereignisse.

In den schweren ersten Jahren nach der Revolution, kaum daß die Schüsse des Bürgerkrieges verhallt waren, wurde in der Gießerei unseres Werks ein, ich kann wohl sagen, einzigartiges Denkmal aus Roheisen gegossen. Es steht heute noch auf einem der schönsten Plätze von Dneprodzierzynsk. Auf einer hohen Säule erhebt sich der legendäre Titan Prometheus, seine Fesseln sind gesprengt, in der Hand hält er eine flammende Fackel, zu seinen Füßen liegt der besiegte Adler, der ihn jahrhundertelang zerfleischt hatte. Dieses Symbol war unverkennbar und in meinen Jugendjahren allen verständlich. Erinnerten wir uns doch, wie der Doppeladler der Monarchie zu Boden geworfen wurde, und die lebenspendende Flamme war stets in den Händen der Metallurgen. Sie waren es denn auch, die eine Hymne aus Metall auf den Helden erschufen, der den Göttern das Feuer geraubt und den Menschen für immer geschenkt hatte. Dieses Prometheus-Denkmal ist zugleich ein Monument der Arbeiterklasse.

Dann kam der denkwürdige Tag meines Lebens. Mit kaum fünfzehn Jahren wurde ich Arbeiter. Das Gymnasium, das zur Ersten Arbeitsschule der Stadt Kamenskoje geworden war, stellte mir das Abgangszeugnis aus. Nun hieß es arbeiten, die Eltern unterstützen, ich wurde Heizer im Werk, danach Schlosser und eignete mir diese Berufe recht schnell an. Das Werk kannte ich schon lange, der Fabriklärm, das Dröhnen, der Geruch des heißen Metalls — alles gefiel mir hier.

17

Das war also der langersehnte Tag, als die Werksirene auch mich rief, und ich zusammen mit dem Vater zur Schicht ging und wie alle anderen arbeitete. Sämtliche Muskeln schmerzten, der Schweiß beizte mir die Augen, aber ich war wirklich überglücklich. Und dann die Freude, als ich nach Hause kam, die verräucherte, rußgeschwärzte Jacke auszog, die Mutter mir eiskaltes Wasser über die Hände goß, und ich mir das Gesicht wusch. Ich weiß noch, wie ich aufsah und in ihren lieben Augen Tränen erblickte.

„Was hast du denn, Mutter?"

„Ich freu mich, Ljonja, ich freue mich. Jetzt bist du auch schon Verdiener geworden."

Gelegentlich habe ich das schon erwähnt, möchte es aber hier wiederholen: Ich erinnere mich zeitlebens an meine Lehrmeister und älteren Kollegen aus dem Dnepr-Werk. Dank ihnen erlernte ich meinen ersten Beruf, sie unterwiesen mich in der schwierigen Wissenschaft des Lebens, und ihnen verdanke ich das Wissen um die große Macht und innere Schönheit der arbeitenden Menschen.

Solche Universitäten vergißt man nicht.

Heimatgefühl

1.

Das Gefühl für die Heimat ist bei uns allen sehr stark entwickelt. Ein wunderbares Gefühl! Und genährt wird es natürlich nicht nur vom Anblick der Schönheit unseres Landes. Man muß in ihm, wie man sagt, verwurzelt sein, und wenn der Mensch auf dieser Erde im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, Getreide angebaut und geerntet, eine Stadt mit errichtet, eine neue Straße mit angelegt hat oder auf dieser Erde Schützengräben aushebt, um sie zu verteidigen, dann erst begreift er richtig, was Heimat bedeutet.

Ich erwähne das, weil für mich zu Beginn der 20er Jahre eine Zeit begann, in der ich mein Heimatland kennenlernte. In Eisenbahnzügen, mit Flußdampfern, manchmal zu Pferde, meist aber zu Fuß mußte ich Tausende Kilometer „abmessen". Alles begann mit einer Reise in die Gegend, aus der mein Vater stammte. Auf den Kursker Feldern lernte ich das Leben der Bauern, die Arbeit des Landmanns kennen.

Ich möchte von den Ursachen einer so jähen Wende in meinem Leben erzählen. Die allgemeine Zerrüttung nach dem Bürgerkrieg fiel mit der furchtbaren Dürre an der Wolga zusammen. Zur selben Zeit, in den Jahren 1921 und 1922, trafen Dürre und Hungersnot auch die Ukraine. In der ganzen Gegend von Jekaterinoslaw verdorrten die Saaten, die Arbeiter bekamen pro Tag zweihundert Gramm Brot, und auch das nicht immer. Solange aber das Feuer in den Öfen loderte, solange die Schlote atmeten, solange das Werk arbeitete, arbeiteten auch wir. Doch dann kam der unglückselige Tag, an dem das Dnepr-Hüttenwerk stillgelegt werden mußte.

18

In die Werkhallen zog Stille ein. Alles war verödet, Unkraut, dem auch die Dürre nichts anhaben konnte, überwucherte erstaunlich schnell die Zufahrtsgleise. Die Leute fuhren in die umliegenden Dörfer und tauschten alles, was sie nur konnten, gegen Lebensmittel ein. Manche ließen aus dem Werk Bandeisen mitgehen, weil die reichen Bauern es als Faßreifen gebrauchen konnten. Unsere Familie besaß keinen solchen Unternehmungsgeist, und wir hatten auch, wie sich herausstellte, nichts zum Tauschen bereitliegen. Vater und ich waren keine Ernährer mehr, sondern nur noch Esser.

Das Leben in Kamenskoje verlor jeden Sinn. Ein Arbeitsnachweis wurde für die Erwerbslosen eingerichtet, konnte aber keine Arbeit beschaffen. Krankheiten griffen um sich, eine Hungersnot setzte ein, jeden Tag starb jemand in den Nachbarhäusern. Die Stadt wurde menschenleer, auch wir mußten uns auf den Weg machen. Ich weiß noch, wie ich mich beim Weggehen zum letzten Mal umsah, um vom Werk Abschied zu nehmen, und auf den Schornsteinen, Förderbrücken, Dächern der Werkhallen schwarze Krähennester sah. Das war ein deprimierender Anblick. Hoch oben kreisten Krähenschwärme, unten lag das tote Werk.

So mußte ich gezwungenermaßen zum Acker zurückkehren. Aber als junger Mensch freute ich mich doch über die unerwartete Reise, die erste meines Lebens, außerdem wollte ich schon lange die Heimat meines Vaters kennenlernen, mich in der Arbeit des Landmanns erproben. Ich wußte bereits recht gut, wie wichtig diese Arbeit für das Volk, wie lebensnotwendig sie für das Land war, das den wahren Wert des Brotes erkannt hatte. Und als das Dnepr-Werk wieder in Betrieb gesetzt wurde, als Vater und Mutter mit den kleineren Kindern heimkehrten, hielt ich mich trotz der Sehnsucht nach meiner Werkhalle für verpflichtet, dazubleiben und arbeitete noch lange in der Landwirtschaft, teils in der Kursker Gegend, teils in Belorußland oder dem Ural.

Seit jener Zeit verspüre ich eine doppelte Anhänglichkeit, von der ich jetzt erzählen möchte. Die Achtung vor der Arbeit des Bauern war mir seit meiner Kindheit von den Eltern, von der ganzen Atmosphäre des Ortes Kamenskoje und seiner Umgebung anerzogen worden. Unsere Siedlung Kamenskoje war von besonderer Art und trotz des dortigen waschechten, industriell gestählten Proletariats zur Hälfte ein Dorf geblieben. Tief in den Herzen dieser Proletarier lebte die Mentalität der einstigen Bauern. Von meinem Vater hörte ich oft, wie er selber „bei der Landarbeit Schweiß vergossen" hatte. An Ungemach hatte es in jenem Leben nicht gemangelt, aber ich merkte, wie er mit verhaltener Wehmut und Anhänglichkeit von den Weiten des Dorfes, dem Ackern, der Heumahd, dem Drusch und dem selber erarbeiteten Brot sprach. Und natürlich hatten wir in meinem Elternhaus größten Respekt vor dem Brot. Den munteren Lieblingsspruch meiner Mutter, der jeden Tag bei Tisch wiederholt wurde, habe ich mir fürs ganze Leben gemerkt: „So, Kinder, und nach dem Essen kein Krümel vergessen!"

19

Es war weder Not noch Geiz, die im Volk solche Sprüche aufkommen ließen. Sie hielten die Kinder an, mit Brot sorglich, ich möchte sagen, ehrerbietig umzugehen.

Ohne ein solches Verhalten zum täglichen Brot kann meines Erachtens kein anständiger, im vollen Sinne dieses Wortes gesitteter Mensch heranwachsen. Heute hängen in den Kantinen, Imbißstuben und Bäckereien schöne Plakate, die dazu ermahnen, Brot nicht zu vergeuden. Das ist natürlich zu begreifen. Bedauerlich ist jedoch, daß solche Appelle überhaupt notwendig wurden. Hauszuhalten muß den Kindern von klein auf anerzogen werden, vor allem zu Hause von den Eltern.

Hier wäre es angebracht, daran zu erinnern, daß W. D. Bontsch-Brujewitsch, der Geschäftsleiter des Rates der Volkskommissare, 1918 die Frage stellte: „Wladimir Iljitsch, wie kann man mit einem Wort ausdrücken, worum wir jetzt kämpfen?" Ohne auch nur einen Moment zu überlegen, erwiderte W. I. Lenin: „Ums Brot." Er schrieb in jenen Jahren, der Kampf ums Brot sei Kampf um den Sozialismus.

Wenn ich an die Jahre meiner Jugend zurückdenke, sehe ich jetzt: Die Arbeit auf dem flachen Lande war für den Staat sehr nötig, sehr wichtig. Auch ich habe dabei viel gelernt und viel begriffen. Später kehrte ich nach Dneprodzierzynsk zurück, ging ins Werk, wurde Hütteningenieur, aber die damalige Zeit gestattete mir nicht, mich von den Angelegenheiten des Dorfes völlig abzugrenzen. Diese überschnitten sich mit den Erfahrungen der Betriebsarbeit, verschmolzen mit ihnen, ergänzten einander. Mein ganzes Leben mußte ich mich fast im selben Maße mit den einen wie mit den anderen befassen. Zwei Sympathien wurden zu einer. Und ich danke meinem Schicksal dafür, daß es mir sowohl auf dem Acker des Bauern als auch unter dem Dach des Werkes Lebenskenntnis vermittelt hat.

Ich habe jedoch vorausgegriffen, denn nachdem ich das Leben auf dem Lande in einer besonders schweren Zeit kennengelernt, nachdem ich es gelernt hatte, zu pflügen, zu säen und das Korn zu ernten, also mit der Scholle eins geworden war, bezog ich 1923 das Kursker Technikum für Bodenbewirtschaftung. Ich legte die Aufnahmeprüfungen nicht ohne Erfolg ab, worauf mir ein staatliches Vorzugsstipendium gewährt wurde.

Das Technikum war eine alte Lehranstalt mit guter Ausbildungsbasis und althergebrachten fortschrittlichen Traditionen. (Hier hatte übrigens auch W. D. Bontsch-Brujewitsch studiert.). In den vier Jahren Studium vermittelte man uns gründliche Kenntnisse in Mathematik, Physik und Chemie.

20

Solche Spezialfächer wie Vermessungskunde, allgemeine Geologie, Bodenkunde, Erdkunde und landwirtschaftliche Statistik wurden hier nach den Lehrplänen der Hochschulen durchgenommen. Wir vertieften uns in Lenins Werke nicht in den heute üblichen Bänden seiner Gesamtausgabe, sondern in dünnen Broschüren, die noch nach Druckerschwärze rochen. Wir studierten den Aufbau des Sowjetstaates, das Staatsrecht der UdSSR, und schon beim ersten Praktikum im Kreis Stschigry überzeugte ich mich, wie wichtig für einen Feldmesser dieses Wissen nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch war.

Mit 17 Jahren wurde ich in den Komsomol aufgenommen und fühlte mich nun verpflichtet, an allen gemeinschaftlichen Unternehmungen teilzunehmen. Und ich muß schon sagen, daß es nicht wenige waren. Wir beteiligten uns an Roten Subbotniks, veranstalteten Massenkampagnen „Nieder mit dem Analphabetismus!" und „Helft den verwahrlosten Kindern!", eröffneten in den Dörfern Lesehallen, gaben Wandzeitungen heraus, führten Theaterstücke auf, hielten Dorfversammlungen ab, erläuterten den Landarbeitern ihre Rechte, und überall waren wir dabei, überall machten wir mit.

2.

Damals lernte ich die Wahrheit beherzigen, daß die Zeit nicht nur eine Ausdehnung, sondern auch ein Volumen hat. Man kann seine Tage und Stunden sinn- und zwecklos verplempern, sie totschlagen, kann sie aber auch zusammenpressen, komprimieren, bis zum Äußersten ausfüllen. Und da zeigt es sich, daß man sehr viel zu schaffen vermag.

Im Studentenwohnheim in der Chersoner Straße mußten wir oft genug hungern und frieren, jeder trug, was er gerade hatte: Russenkittel aus Satin, ölverschmierte Arbeiterkäppis, Fellmützen, Budjonny-Helme. Von Schlipsen wollten wir in jenen Zeiten natürlich nichts wissen. Aber die Komsomolzen der 20er Jahre führten ein ereignisreiches, interessantes Leben. Die Belange des Landes waren unsere Belange, wir träumten von einer besseren Zukunft für die ganze Menschheit, krakeelten, diskutierten, verliebten uns, lasen und schrieben sogar selber Gedichte.

Wir hielten uns nicht für Kenner der Lyrik, an erster Stelle kam für uns die Aktualität, die politische Ausrichtung der Verse. Wir hatten auch eigene Dichter, Mitglieder des Komsomol.

21

Als ich einmal mit der Bahn fuhr, saß im selben Wagen ein Mädchen meines Alters, ebenfalls eine Studentin. Wir kamen ins Gespräch. Das Mädchen zeigte mir ein Heft mit Gedichten, wie man sie sich gewöhnlich ins Poesiealbum schreiben läßt. Bezeichnend aber war, daß in diesem Heft ein Gedicht stand, das ich früher nie gelesen hatte: Es hieß „Auf den Tod Worowskis". Der Mord an unserem Botschafter war uns damals sehr nahe gegangen, die Verse ergriffen mich, und ich lernte sie gleich auswendig. Von der ersten Zeile: „Das war in Lausanne..." bis zur letzten Strophe:

Am Morgen ist unser Gesandter gefallen
Im Astoria-Hotel von Mörderhand.
Und wieder wird in Rußlands Annalen
Ein neues und schweres Opfer genannt.

Ich weiß noch, wie Majakowski nach Kursk kam. Wir Komsomolzen stürmten natürlich den Eisenbahnerklub, wo er auftreten sollte. Das sauber gekleidete Publikum empfing den Dichter feindselig. „Sie halten sich für einen Kollektivisten", rief eine Stimme im Saal, „und warum schreiben Sie überall: ich, ich, ich...?" Die Antwort kam sofort: „Was meinen Sie, war der Zar ein Kollektivist? Er schrieb doch immer: Wir, Nikolai der Zweite." Lärm, Gelächter, Beifall. Oder eine andere Episode. In der letzten Reihe erhob sich ein junges Paar, das es wahrscheinlich vorgezogen hätte, zur zweit zu bleiben, statt sich Majakowski anzuhören. Und plötzlich, als sie sich langsam durch ihre Reihe drängten, erklang die Stentorstimme des Dichters. Majakowski streckte den Arm nach ihnen aus und sagte: „Genossen! Beachten Sie das Paar, das aus der Reihe tanzt." Wieder stürmisches Gelächter, Applaus.

Majakowski las Fragmente aus dem Poem „Wladimir Iljitsch Lenin". Wir lauschten mit angehaltenem Atem. Erst vor kurzem hatte uns Iljitschs Tod erschüttert, der Schmerz des ganzen Volkes war für jeden von uns ein ganz und gar persönlicher Schmerz:

Kurz
und bis zum letzten Augenblick gegeben
und bekannt
ist das Leben Uljanows.
Aber
des Genossen Lenin
langes Leben
aufzuzeichnen,
fordert Kraft erneuten Anlaufs.

Diese Worte klangen unglaublich stark. Majakowski sprach ruhig, schien laut zu denken, aber seine Baßstimme war bis in die letzte Reihe zu hören. Und er verlieh wirklich den für uns höchsten Begriffen „neuen Glanz".

Die Partei und Lenin
sind Zwillinge, zwei
Söhne der Mutter Geschichte:
Genien.
Wir sagen: Lenin —
und meinen: die Partei;
Wir sagen:
die Partei — und
meinen: Lenin.

Die gestanzten Zeilen prägten sich in Herz und Seele ein, blieben im Gedächtnis haften.

22

Außerdem las Majakowski an diesem Abend „An die Arbeiter von Kursk, die das erste Erz gewonnen haben..." Dieses Gedicht rief mir das Werk, die Hoch- und Martinöfen in Erinnerung. Wieder zog es mich nach Hause. Aber gerade damals, 1927, hatte ich das Studium beendet, war zum Fachmann für Bodenbewirtschaftung geworden und arbeitete bereits in einem Kreis des Gebiets Kursk. Die nächste Feldsaison verbrachte ich in Belorußland, bei Orscha, wurde dann an einer neuen Stelle eingesetzt und fuhr — nicht mehr allein, sondern mit meiner Frau — in den Ural, anfangs in den Kreis Michailowsk und später nach Bissert. Meine Frau hatte ich in einer Komsomolveranstaltung kennengelernt. Sie war ebenso wie ich in einer Arbeiterfamilie aufgewachsen und aus Belgorod, ebenfalls zum Studium, nach Kursk gekommen. Seither ist und bleibt Viktoria Petrowna für mich stets nicht nur meine Frau, die Mutter meiner Kinder, sondern auch ein wirklich guter und verständnisvoller Freund.

Dort blieben wir lange. Zahlreiche Werst legte ich auf Uraler Boden zu Fuß zurück, arbeitete viel und habe diese Gegend, ihre Menschen und ihre beeindruckende Natur für immer liebgewonnen.

Das war eine komplizierte Zeit, als alte, eingewurzelte Daseinsformen ausgerodet wurden und die Keime des Neuen erst zu sprießen begannen, die beharrlich gesucht, gehegt und gepflegt werden mußten. Der XV. Parteitag der KPdSU(B) im Dezember 1927 beschloß das Programm für den weiteren Aufbau des Sozialismus in unserem Lande. In Verwirklichung des Leninschen Genossenschaftsplans nahm der Parteitag Kurs auf die Kollektivierung der Landwirtschaft. Und das sowjetische Volk vollzog unter Führung der Kommunistischen Partei tiefgreifendste soziale Umgestaltungen im Dorf, das auf sozialistische Bahnen gelenkt wurde. Gerade in jenen vier Jahren von 1927 bis 1931 fügte es sich, daß ich im Dorf arbeiten mußte, an der Gründung von Kolchosen teilnahm und mitten in den Ereignissen der größten sozialen Revolution auf dem flachen Lande stand.

Früher bezeichnete man die Leute meines Berufes häufig als Landvermesser. Nun hatte sich die Bezeichnung geändert, wir wurden Fachleute für Bodenbewirtschaftung im wahrsten Sinne dieses Wortes. Bei der Gründung der Genossenschaften vereinigte man in ihnen den Grund und Boden, das Vieh, die landwirtschaftlichen Bauten und das Inventar. Und wir als Fachleute für Bodenbewirtschaftung mußten nicht einfach die Ruinen liquidieren, indem wir auf den Landkarten die zersplitterten Bodenanteile der Einzelbauern zu einem einzigen kollektiven Acker zusammenfügten. Das hatte auf einer neuen sozialen, wissenschaftlichen, ökonomischen und technischen Grundlage zu geschehen, im Interesse der sozialistischen Großbetriebe mit einer künftigen zeitgemäßen Agrartechnik und umfassenden Mechanisierung aller Arbeiten.

23

Wir fertigten neue Landkarten an, die ersten Karten einer organisierten, wissenschaftlich begründeten Bodennutzung in den Kolchosen. Unsere Karten dienten den Kolchosen lange, die Agronomen benutzten sie auch nach dem Krieg. Für mich aber waren die Erfahrungen der Bodenwirtschaftung bei der Gründung der ersten Kollektivwirtschaften später, als Hunderte neue Staatsgüter in Nordkasachstan, auf dem Neuland, gegründet wurden, eine große Hilfe.

Damals fühlte ich zum erstenmal, daß ich für Hunderte Menschen ein bevollmächtigter Vertreter der Sowjetmacht war. Nach der Einstellung des Nivelliergeräts und der Meßlatte, nach der Richtung der künftigen Trasse, danach, wie man sich in den Zusammenstößen mit den Kulaken verhielt, urteilten die Bauern über die Politik der Partei: Hier, auf dem Felde, wurde allen klar, für wen und gegen wen die Sowjetmacht ist.

Ganz deutlich sehe ich den ersten Traktor noch vor mir, den die Eisenbahner von Bissert gestiftet hatten. Das war ein kleiner, leistungsschwacher „Fordson", der jedoch keine geringere, vielleicht sogar größere Begeisterung als der erste Sputnik auslöste. Das war nicht irgendeine Maschine, die aufs Feld gekommen war, sondern vielmehr ein Instrument der sozialen Umgestaltung des Dorfes, ein Propagandist und Agitator der Kolchosordnung. Die örtlichen Kulaken und deren Handlanger verbreiteten das Gerücht, der Boden werde unter dem „eisernen Pferd" keine Ernte tragen, aber das Getreide geriet, daß alle staunten, und daraufhin steckten sie nachts eine Scheune in Brand. Nur dank dem Heldenmut der Kollektivbauern von Bissert konnte das Korn gerettet werden.

Und all das trug sich nicht im Kino, nicht in Büchern, sondern in meinem eigenen Leben zu. Zusammen mit anderen Komsomolzen begegnete ich den Kulaken auf den Feldern, stritt mit ihnen in den Dorfversammlungen. Sie bedrohten uns mit Pflöcken, Heugabeln, in wuterfüllten Zetteln, warfen uns Steine in die Fenster. Eines Tags lasen wir in den Zeitungen von einem schändlichen Verbrechen der Kulaken im benachbarten Gebiet Tjumen, einem der ersten, deren Widerhall damals, in der Zeit der Massenkollektivierung, das ganze Land aufrüttelte. Sie hatten nachts den Traktoristen Pjotr Djakow aufgespürt, der im Fahrerhaus schlief, ihn mit Petroleum übergossen und angezündet. Wir nahmen uns den grauenvollen Tod des unbekannten, jedoch gleich lieb und teuer gewordenen Kampfgefährten und Genossen sehr zu Herzen. Und noch entschlossener, noch mutiger setzten wir die Offensive gegen die verhaßten Kulaken fort.

Bald entstand ein Lied über jenen Traktoristen. Es gefiel uns, und wir sangen es immer wieder, oft im Stehen, zu Ehren dieses Helden der Kollektivierung.

Ob auf holprigem Feldweg, ob auf dem Trakte
Sind dein Weg und der meine egal.
Fahr uns bitte, Petruscha, auf deinem Traktor,
Nimm uns mit bis zum Dorfrand einmal.

Zum Abschluß dieses eigentlich tiefempfundenen, lyrischen, ans Herz rührenden Liedes sangen wir, nun schon als Drohung, wobei wir die Worte des Liedes auch auf uns bezogen:

Zähnefletschend belfern sie, die Infamen,
Unsre Ernte ist ihnen zu gut...
Gegen dich rotten sich die Kulaken zusammen —
Komsomolez, sei auf der Hut!

24

Erst nach vielen Jahren, etwa nach drei Jahrzehnten, erfuhr ich, daß Pjotr Djakow wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen war, sogar den ganzen Krieg mitgekämpft hatte. Kurz, er war wirklich eine legendäre Gestalt.

Damals aber schrieben wir das Jahr 1929, das als Jahr des großen Umschwungs an der ganzen riesigen Front des sozialistischen Aufbaus in die Geschichte eingegangen ist, und im Lande neben der Entwicklung der Großindustrie als führenden Volkswirtschaftszweiges mit der Schaffung einer großzügig betriebenen mechanisierten Landwirtschaft begonnen wurde.

Vor kurzem schickten mir Genossen aus der Gebietsleitung Swerdlowsk der KPdSU einige Schriftstücke jener Jahre.

Hier ein Auszug aus dem Protokoll der Plenarsitzung des Kreisparteikomitees der KPdSU(B) von Bissert am 5. Dezember 1929:

„Genosse Breshnew: Der bei uns für die Frühjahrsaussaat vorgesehene Plan ist mit größten Schwierigkeiten verbunden. Das benötigte landwirtschaftliche Inventar haben wir nicht, demzufolge steht die Frage der Lieferung von Landmaschinen in aller Schärfe. Im Zusammenhang mit der Umstellung einiger Dorfsowjets auf Vielfelderwirtschaft wird bei uns die Anbaufläche der Winter- und Sommerkulturen kleiner werden. Die jüngste Feldvermessung hat die besten Ländereien dem Arm- und Mittelbauernteil der Bevölkerung übergeben, und wir müssen nun alle Anstrengungen machen, damit diese Böden bestellt werden. Zweifellos ist hier Schädlingsarbeit der Kulaken zu erwarten. Folglich heißt es, alle Möglichkeiten voll zu nutzen, die der Arm- und Mittelbauernschaft zu Gebote stehen. Besonderer Wert ist auf die Verteilung der Kredite an die organisierten Armbauerngruppen zu legen. Ich halte es für einen großen Mangel in der Kollektivierungsarbeit, daß Pläne für diese Arbeit fehlen und die Dorfsowjets sie nicht planmäßig geleistet haben. Die Paten, die in die Dörfer kamen, stellten die Fragen der Kollektivierung nicht scharf genug..."

Dieses Dokument enthält ein unverfälschtes Bild der Zeit, einer unruhigen und schweren Zeit. Die Sachlage im Dorf erforderte restlosen Einsatz aller Kräfte. Meinerseits scheute ich keine Mühe und empfand meine Wahl zum Deputierten des Kreissowjets der Werktätigen von Bissert als Ausdruck des mir erwiesenen Vertrauens der Bevölkerung. Danach wurde ich als Leiter der Kreis-Landabteilung eingesetzt und später zum stellvertretenden Vorsitzenden des Kreis-Exekutivkomitees gewählt. Anfang 1931 setzte man mich an anderer Stelle ein, und zwar als stellvertretender Leiter des Uraler Distrikts-Landamtes in Swerdlowsk. Ich zog mit meiner Frau nach Swerdlowsk, entschloß mich jedoch nach einiger Zeit, in mein angestammtes Werk zurückzukehren, um dort als Schlosser zu arbeiten und gleichzeitig an einer Hochschule zu studieren.

(Schluß S. 4)

L. I. BRESHNEW

Erinnerungen

25

3.

Das kam so. Die ganzen Jahre hindurch wußte ich aus den Briefen meiner Angehörigen und aus Zeitungsartikeln, was in unserem Werk vor sich ging. Die Arbeiter des Dnepr-Werks forderten selber seine Wiederherstellung, sie hatten eine Delegation nach Moskau geschickt, wo F. E. Dzierzynski, damals Vorsitzender des Obersten Volkswirtschaftsrates, sie empfing und ihr Hilfe zusagte. 1925 erschien in der Presse seine Rede auf der XVI. Parteikonferenz der KPR(B), in der es hieß: „Ich möchte feststellen, daß einer der Giganten, die seinerzeit im Süden funktionierten, jährlich mehr als 20 Millionen Pud Erzeugnisse lieferte. Dieser Gigant, das sogenannte Dnepr-Werk, wurde gestern, am 28. April, um 2 Uhr in Betrieb genommen, und sein erster Hochofen angeblasen."

Natürlich regten mich diese Nachrichten auf, verursachten mir Herzklopfen, und ich mußte immer wieder daran denken, daß unser Werk nun seine Leistung steigerte, daß es wachsen würde, vor allem weil sich auch allerorts im Ural der Duft der Felder und Wiesen mit dem mir so wohlvertrauten Geruch der Industrie vermischte. Wohin ich auch kam, überall erstanden vor meinen Augen Fabrikschlote mit ihren Rauchfahnen. In Bissert selbst und in der Umgebung befanden sich die alten Demidowschen Werke von Nishnije Sergi, Michailowsk und Rewda. Von Swerdlowsk ganz zu schweigen: Gerade um jene Zeit wurde hier mit einem Bau von ungeahnten Ausmaßen dem „Werk der Werke" Uralmasch begonnen.

Ich überlegte mir folgendes: In der Kollektivierung war bereits eine unumkehrbare Wandlung eingetreten (bis Mitte 1931 hatte sich mehr als die Hälfte der Einzelwirtschaften unseres Landes in Kolchosen vereinigt), während die Industrie erst daran ging, zu erstarken. Dort, an der Front der Industrie, befanden sich heute die vordersten Stellungen des Kampfes um den Sozialismus. Ohne Industrie, ohne Elektroenergie, ohne ein weitgespanntes Netz von Maschinen-und-Traktoren-Stationen ließ sich auch kein Aufschwung der Landwirtschaft verwirklichen. Das Land brauchte Metall, zwei Drittel des Roheisens lieferten die Werke des Südens, als dessen größtes das Dnepr-Werk galt, dem der Name F. E. Dzierzynski verliehen wurde; also war auch mein Platz dort.

Und so kehrte ich in meine engere Heimat zurück. Natürlich fiel es mir schwer, wieder in der Arbeitskluft zur Schicht anzutreten und darüber hinaus abends an der Hochschule zu studieren, aber ich hatte die dazu nötige Kraft, und an Ausdauer fehlte es mir nicht.

1931 wurde ich in meinem Werk in die Partei aufgenommen. Ich erinnere mich daran, als wäre es heute gewesen, es war am 24. Oktober. Die Stelle der Kandidatenkarte nahm in meiner Tasche das Parteibuch Nr. 1713187 ein, und ich wußte, daß es mir keine Vorteile bringen, sondern neue, alles andere als leichte Pflichten auferlegen würde. Ich glaube

26

jedoch, daß jeder von uns Kommunisten die Frage, ob er einen anderen Weg wählen würde, mit einem entschiedenen Nein beantwortet hätte. Denn unser Weg bedeutet selbstlosen Dienst am Volk, an der Partei.

Meine Zeit war nun noch mehr ausgefüllt. Die Werkhallen wurden unter der Leitung des Chefingenieurs unseres Werkes und künftigen Akademiemitglieds I. P. Bardin rekonstruiert, neue Aggregate montiert und die Mechanisierung eingeführt, mit einem Wort, an Arbeit mangelte es nicht. Auch das Studium an der Hochschule war inhaltsreich und interessant. Wir alle lechzten damals nach Wissen. Und was mich betrifft, so wurde ich darüber hinaus zum Parteigruppenorganisator der Fakultät, später zum Vorsitzenden der Gewerkschaftsleitung und schließlich zum Sekretär der Parteileitung der ganzen Hochschule gewählt. Das war ein Ausdruck des hohen Vertrauens meiner Genossen. Dieses Vertrauen freute mich natürlich, und auch meinem Charakter nach bin ich kontaktfreudig, widme mich voll und ganz meiner Arbeit.

In den 30er Jahren war es eine besonders akute Aufgabe, Fachkräfte, vor allem wissenschaftlich-technische Intelligenz, heranzuschulen, zu erziehen und ideologisch zu stählen. Deshalb betrachtete ich den mir 1933 übertragenen Aufgabenkreis als sehr verantwortlich: Im dritten Studienjahr wurde ich Leiter der Arbeiterfakultät und später Direktor des Dneprodzierzynsker Metallurgischen Technikums. Ich arbeitete mit Hingabe. Wollte möglichst viel für meine Mitstudenten tun. Eine Ablage von Verfügungen jener Jahre ist erhalten geblieben. Ich mußte lächeln, als ich die alten, jetzt vielleicht in mancher Hinsicht naiv klingenden Verfügungen der damaligen Jahre durchblätterte, aber damals war das hohe Politik. Wir betrachteten es als unsere Pflicht, uns für jeden unserer Studenten einzusetzen, machten den Jugendlichen des Werks klar, wie wichtig es war zu lernen, bemühten uns, ihnen durch gewerkschaftliche Darlehen zu helfen, ja sie einfach in unserer Kantine aufzufüttern. Einmal besuchte der bekannte Wissenschaftler und Metallurg, der Schöpfer der Theorie des Hochofenprozesses Akademiemitglied M. A. Pawlow unsere Stadt und erklärte sich bereit, vor den Studenten der Arbeiterfakultät zu sprechen. Ich beobachtete mit Freude, wie meine Altersgefährten dem Akademiemitglied lauschten. Diese Jungen entwickelten sich später zu ausgezeichneten Kommandeuren der Produktion, nicht zu den übelbeleumundeten „Spezialisten" alten Typs, sondern zu Enthusiasten und Neuerern, zu Menschen, die den Idealen des Kommunismus treu ergeben sind.

Die Arbeit im Technikum, Parteiaufträge und gesellschaftliche Funktionen befreiten mich jedoch keineswegs vom Studium. Ich fertigte die Zeichnungen zu meinen Kursusarbeiten an und legte Prüfungen ab, ohne von meinen Lehrern Nachsicht zu erwarten, eher im Gegenteil. Meine Stellung verpflichtete mich, den anderen ein Beispiel zu geben: Hätte ich von ihnen gute Studienerfolge und Fleiß

27

verlangen können, wenn ich selber das Lernen auf die leichte Achsel genommen hätte? Ich möchte hier noch ein Schriftstück zitieren, einen Auszug aus dem Sitzungsprotokoll der Staatlichen Qualifizierungskommission vom 28. Januar 1935:

„Beraten: Verteidigung des Diplomprojektes des Studenten im 5. Studienjahr der Wärmekraftabteilung L. I. Breshnew zum Thema: ‚Projekt der elektrostatischen Gichtgasreinigung unter den Bedingungen des F.-E.-Dzierzynski-Werks'." Beurteilung durch den Lehrstuhl: 'Theoretischer Teil — Ausgezeichnet. Projekt — Ausgezeichnet.

Die wohldurchdachte Lösung der Aufgaben der Gasreinigung und die beigelegten Berechnungen beweisen eine ausgezeichnete ingenieurtechnische Schulung des Projektanten.

Alle Fragen wurden vom Gen. Breshnew erschöpfend beantwortet.

Beschlossen: Die Diplomarbeit ist ausgezeichnet. Gen. L. I. Breshnew wird der Grad eines Ingenieurs für Wärmekraft zugesprochen."

Über meine neue Tätigkeit als Schichtleiter in der energetischen Betriebsabteilung möchte ich kurz sagen: Das war ein Jahr, ausgefüllt von intensiver Arbeit, von der Suche nach optimalen Produktionsregimes, von Diskussionen, Schwerpunktwachten, Gegenplänen, nächtlichen Sondereinsätzen, zuweilen auch Alarm für die ganze Belegschaft.

Im selben Jahr kam es zu einer neuen, jähen Wende: Ich wurde zur Roten Armee einberufen.

Am Morgen kam ich mit dem Gestellungsbefehl ins Militärkommissariat und traf dort Arkadi Kuzenko, der vor kurzem noch einer unserer Studenten war. Es erwies sich, daß wir beide in Anbetracht unseres Bildungsgrades nach Tschita in eine Panzerschule geschickt werden, die damals Transbaikalische Panzerakademie hieß. Wieder mußte ich mich vom Werk, von den Freunden, den Angehörigen verabschieden, um in ferne Gegenden zu fahren.

„Du willst wohl Militär werden?" erkundigte sich Kuzenko.

„Wer weiß?" erwiderte ich. „Vielleicht kommt uns auch das im Leben noch sehr zustatten."

4.

Vierzig Tage und vierzig Nächte rollte unser Militärtransport nach Osten. Wir kamen über Moskau, und ich hoffte, ich könnte den Roten Platz besuchen, den Kreml sehen, vor dem Lenin-Mausoleum verweilen, aber das war mir erst auf dem Rückweg vergönnt.

Uns war traurig zumute wie immer, wenn eine bestimmte Lebensetappe zu Ende geht, zugleich aber freuten wir uns, weil uns ein neues, noch unbekanntes Leben bevorstand und sich, um ein Dichterwort zu gebrauchen, vor uns Fernen über Fernen ausbreiteten...

28

Das ist sicher eine Charaktereigenschaft: Ich habe alle Gegenden, in denen ich arbeiten mußte, liebgewonnen, sie sind für mich bis auf den heutigen Tag ein Stück Heimat. Mir gefallen sowohl die weißgrünen Inseln der ukrainischen Dörfer inmitten der Weizenfelder als auch die schlichte, aber doch ergreifende Schönheit belorussischer Landschaften, die üppige Baumblüte Moldawiens und die grenzenlosen Steppen Kasachstans, besonders im Frühling, wenn Tulpen und Mohn sie wie mit einem dichten Teppich bedecken... In jenen vierzig Tagen aber zog das ganze Land an meinen Augen vorüber, und ich bewunderte fortwährend seine Weiten.

Das Militärlager, in dem wir eintrafen, befand sich im Raum der Bahnstation Pestschanka, unweit von Tschita. Auf der gelben Erde standen lange graue, niedrige Baracken die noch von den Japanern stammten. In der Mitte war der Appellplatz, ringsum türmten sich zerklüftete Felsen. Mir ist ein schläfriges Kamel in Erinnerung geblieben, das Wasserfässer schleppte. Das Wasser wurde von weither gebracht, und in der Badestube (die für den Soldaten am wichtigsten ist) war es rationiert: zwei Kübel pro Mann.

Wir wurden eingekleidet, in Kompanien eingeteilt, ich kam in die erste Kompanie des Panzerbataillons, und der Dienst begann.

„Aufstehen! Tempo!"

Bei Hitze oder Frost, bei Regen und Wind rannten wir mit nacktem Oberkörper zum Frühturnen, anschließend ging es im Marschtritt zum Frühstück, dann Marschübungen, stundenlanges Exerzieren und Belehrungen des Feldwebels Falilejew, der uns besonders scharf rannahm:

„Ihr seid hier nicht an der Hochschule! Hier wird mit dem Kopf gedacht! Ach — tung!"

Beim Marschieren sangen wir, unser Lieblingslied war damals „Schlagen wollten sie uns, schlagen..." Wir sangen einträchtig, mit schrillen Pfiffen die Stiefel knallten im Gleichschritt. Ich gewöhnte mich schnell an dieses Leben.

Vor kurzem besuchte ich auf meiner Reise nach Sibirien und dem Fernen Osten unter anderem Pestschanka. Das ist nun eine ganz andere Siedlung, obwohl dort auch heute ein Truppenteil zur Ausbildung stationiert ist. Im dortigen Museum des militärischen Ruhms entdeckte ich auch mein Foto im damals üblichen Panzerfahrerhelm. Liebevoll haben die Soldaten Aufnahmen und Berichte aus dem Großen Vaterländischen Krieg, Schriftstücke von Verteidigern des Kleinen Landes zusammengetragen. Dann zeigten mir junge Soldaten die Häuser, in denen sie wohnten. Auch die hatten keinerlei

29

Ähnlichkeit mit jenen Baracken, in denen wir während unserer Dienstzeit untergebracht waren: neuzeitliche Räume, helle Fenster, die Betten einwandfrei gebaut, die Fußböden gescheuert. Zu meiner Zeit gab es genau genommen keine Wohnbauten, und die Kampfwagen waren in Gräben abgestellt, oben nur mit Planen zugedeckt.

Die Hauptsache war für uns der Dienst. Wie immer in der Armee wurde dem Sport viel Beachtung geschenkt: Reckturnen, Volleyball, im Winter Skimärsche. Ich weiß noch, wie ich manchmal auch allein lange Strecken von dreißig, vierzig Kilometern auf Skiern zurücklegen mußte, wenn ich dem Kommando an der Eisenbahn-Ausweichstelle Meldungen zu überbringen hatte.

Man wies uns oft darauf hin, daß Panzersoldaten auch zu langen Fußmärschen imstande sein müssen. Die Mantelrolle über die Schulter, die Stiefel straffgezogen, und schon ertönt das Kommando: „Vorwärts marsch, marsch!" Die Märsche waren lang. Anfangs passierte es, daß wir uns die Füße wundrieben, die Fußlappen nicht richtig wickelten. Alles kam vor. Und einmal im Frühjahr war bei einem solchen Gewaltmarsch ein Flüßchen zwischen den Taigabergen über die Ufer getreten. Wir befanden uns schon auf dem Rückweg, marschierten mit Gesang, alles schien in bester Ordnung. Plötzlich versperrte uns ein Wasserlauf den Weg. Schon rief der Kommandeur: „Warum wird haltgemacht?" Keine Antwort. Siehst doch selber, wir können nicht weiter. Dazu wehte ein steifer, kalter Wind. Der Vorfrühling ist in jener Gegend durchaus nicht lau. Da sehen wir, wie der Kommandeur die Feldbluse auszieht, seine Waffe hineinwickelt, sie hoch über den Kopf hebt, und er befiehlt: „Mir nach!" Das Wasser ist eiskalt, zähneklappernd durchwaten wir das Flüßchen. Gleich darauf ein neues Kommando: „Im Laufschritt marsch, marsch!" Wir haben tatsächlich durchgehalten.

So wurde der Wille gestählt, so der Charakter geformt, der Charakter des sowjetischen Soldaten. Dann kam das interessanteste: Unterricht in Taktik, Fahrzeug- und Waffenkunde, Fahrausbildung. Wir fuhren damals die mittelschweren Panzer T 26 und BT 4, die nach heutigen Begriffen natürlich leistungsschwach sind. Damals erschienen sie uns jedoch als furchtgebietende Waffen. Wir schossen aus dem Stand und im Fahren auf bewegliche Ziele und waren sehr stolz, wenn sogar der Bataillonskommandeur Kopzow unsere Treffsicherheit als ausgezeichnet beurteilte.

Heute noch denke ich sehr gern an diesen strengen Kommandeur und einfühlsamen Menschen. Ich kann nicht behaupten, wir beide hätten uns angefreundet (er war Kommandeur, ich nur Kursant), doch der Bataillonskommandeur

30

verhielt sich gut zu mir, und ich achtete ihn. Abends unterhielten wir uns oft über den Armeedienst, über die Möglichkeit eines Krieges. Später nahm Wassili Alexejewitsch Kopzow an den Kämpfen am Chalchin-Gol teil, wurde mit dem Ehrentitel Held der Sowjetunion ausgezeichnet, war zu Beginn des Vaterländischen Krieges General und fiel als Held an der Front. Das war der erste Kaderoffizier, den ich kennenlernte. Von solchen Leuten sagt man: Er ist Soldat mit Leib und Seele. Seinem Wesen nach war er wortkarg, energisch, immer korrekt, immer guter Laune. Ich sah in ihm den Lehrmeister und zugleich das Vorbild eines echten Kommandeurs, der sein Leben der Erziehung sowjetischer Soldaten gewidmet hatte, damit sie jederzeit bereit sind, unsere große Heimat zu verteidigen.

Mir ist folgender Vorfall in Erinnerung geblieben: Unweit des Standorts unseres Truppenteiles befand sich der Fluß Tschitinka. Wir gingen gern an sein Ufer, wo man durch das klare, reine Wasser an vielen Stellen bis auf den Grund sehen konnte. Kopzow sagte einmal:

„Ihr seid hier alle Ingenieure. Versucht mal, so eine Aufgabe zu lösen: Ihr überquert mit euren Panzern eine Ebene, überwindet ein Hindernis und nehmt die Taigaberge im Winkel zur Fahrtrichtung; hat aber einer von euch schon mal überlegt, wie man im Kampfwagen auf dem Grund eines Flusses fahren könnte?"

Und was meinen Sie? Wir beschäftigten uns mit dieser Frage. Überlegten, was sich da machen ließe. Schließlich gelang es uns, die Aufgabe zu lösen.

Was wollte er damit? Uns zu einer gewissen Forsche erziehen? Nein, wir verstanden aus dem Befehl des Bataillonskommandeurs, daß er uns auf beliebige Schwierigkeiten vorbereiten wollte, denen die Panzerbesatzung schon nicht mehr bei einer Übung, sondern mitten im Feuer der Kampfhandlungen begegnen konnte. Dort würden wir kompliziertere Aufgaben zu lösen haben als auf dem Übungsgelände, auf dem Exerzierplatz. Darauf bereitete Kopzow uns vor. Und viele waren ihm dafür dankbar. Die aus unserem Bataillon hervorgegangenen Tankisten bewährten sich in den Jahren des Vaterländischen Krieges als gestählte Kommandeure. Unwillkürlich fällt einem da Suworows Spruch ein: „Schwer bei der Ausbildung, leicht im Gefecht." Allerdings kommt es nie vor, daß man es im Gefecht leicht hat.

In Pestschanka wurde ich als einer der ersten zum Zugführer und dann auch zum Führer der zweiten Kompanie befördert. Für mich war dieser Einsatz ehrenvoll, und ich faßte ihn als Vertrauensbeweis des Kommandos auf.

Dann wurde ich Politleiter meines Truppenteils. Die Tage waren voll ausgefüllt mit dem Dienst, der Herausgabe von Feldzeitungen, dem politischen Unterricht, der Erziehungsarbeit, außerdem mußte ich auch regelmäßig mit den Soldaten selber sprechen. Menschen bleiben eben Menschen, haben ihre Sorgen, ihren Kummer und ihre Freuden. Aber

31

so sehr ich auch beschäftigt war, fand ich doch immer Zeit, nach Hause zu schreiben. Einmal konnte ich sogar ein Foto schicken. Ich hatte am Hauseingang gestanden, Kopzow war zu mir getreten, da hatte uns jemand geknipst. Die Aufnahme gelang. Ich beschloß, sie den Eltern zu schicken. Vater und Mutter, sagte ich mir, freuen sich bestimmt, wenn sie nicht nur einen Brief von ihrem Sohn bekommen, sondern ihn auch sehen.

5.

Jahre sind vergangen. Und jetzt merke ich besonders deutlich, wie nützlich für mich alle diese Umzüge, Einsätze, neuen Bekanntschaften und neuen Aufgaben waren, mit denen ich mich auseinandersetzen mußte.

Natürlich habe ich mir bei der Verteidigung des Ingenieurdiploms überhaupt nicht vorgestellt, ich würde mich im weiteren mit der Wiederherstellung des Werkes „Saporoshstahl" befassen, die Verteidigungsindustrie des Gebiets, ja sogar des ganzen Landes leiten müssen. Als ich mich der Bodenbewirtschaftung widmete, hatte ich keine Ahnung, daß mir ebenso wie anderen Genossen bevorstand, Millionen Hektar Neulandboden umzugestalten, und als ich meine militärische Ausbildung erhielt, stellte ich mir nicht in vollem Maße vor, wie sehr sie mir in dem unerhört schweren Krieg zustatten kommen würde. Ich wußte auch nicht, daß all dies zusammengenommen, bei ständigem Umgang mit unzähligen Menschen zu jener Legierung von Erfahrungen, Fertigkeiten und Wissen verschmelzen würde, die man mit dem schlichten Wort Parteiarbeit bezeichnet. Erst im Laufe der Jahre erkannte ich, daß ich ebenso wie Tausende andere tatsächlich und durchaus bewußt auf künftige große Taten vorbereitet worden war. Mit dieser Vorbereitung befaßte sich die Kommunistische Partei.

Bald nach meiner Rückkehr aus der Armee wurde ich zum stellvertretenden Vorsitzenden des Exekutivkomitees des Stadtsowjets von Dneprodzierzynsk gewählt. Vorsitzender war damals Afanassi Iljitsch Trofimow, langjähriges Parteimitglied, Matrose der Baltischen Flotte und Mitkämpfer der Revolution, ein Arbeiter aus unserem Dzierzynski-Werk. Er besaß keine besondere Schulbildung, freute sich sehr über meine Kenntnisse als Ingenieur und schlug mir sofort vor, im Exekutivkomitee die Fragen des Aufbaus und der Kommunalwirtschaft zu übernehmen.

32

Ich mußte mich gründlich in die Tätigkeit des Sowjets, eine rastlose, vielschichtige, voll und ganz den Bedürfnissen des Volkes zugewandte Arbeit, vertiefen. Sie war für mich nicht neu, ich hatte sie bereits im Kreis Bissert geleistet, aber hier mußte ich doch noch vieles hinzulernen. Diese Erfahrungen kamen mir 1960 zugute, als ich zum Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR gewählt wurde, sie kommen mir auch heute zugute, da mir Partei und Volk außer den Pflichten des Generalsekretärs des ZK der KPdSU erneut diesen hohen, ehrenvollen aber ungemein verantwortlicher Posten anvertraut haben, der unermüdliche Arbeit erfordert.

Eingedenk meiner eigenen Praxis setzte ich mich von Anfang an dafür ein, daß Gesetze erarbeitet und verabschiedet wurden, die den Deputierten größere Rechte einräumten, forderte eine Verstärkung der Rolle der örtlichen Sowjets, eine Steigerung ihrer Autorität, eine Vervollkommnung der Tätigkeit des gesamten Staatsapparats.

An mein Wirken in Kamenskoje, das sich vor meinen Augen zu der modernen Stadt Dneprodzierzynsk entwickelt hat, denke ich immer dankerfüllt zurück. Das war eine außerordentlich interessante Zeit. Gerade damals applaudierten wir dem Papanin-Quartett, das den Nordpol bezwungen hatte, verfolgten mit angehaltenem Atem die Flüge Tschkalows, freuten uns über die Nachrichten aus Magnitogorsk, dem Kusnezker Kombinat und anderen Bauvorhaben. Das Dnepr-Werk erfuhr in jenen Jahren ebenfalls eine weitere Entwicklung: Zu meiner Zeit wurde der achte Hochofen angeblasen, das Sinterwerk und die Siemens-Martin-Abteilung 3 in Dienst gestellt. Durch die ganze Sowjetunion ging die Kunde vom Stachanow-Rekord unseres Stahlschmelzers Jakow Tschaikowski. Der Volkskommissar für Schwerindustrie, Sergo Ordshonikidse, rief die Stahlschmelzer des ganzen Landes auf, sich dessen Erfahrungen anzueignen.

Zusammen mit dem Werk, genauer gesagt, mit den Werken, die bei uns entstanden, wuchs die Stadt, die auch die Dörfer Tritusnoje und Romankowo eingemeindete. Neue Probleme entstanden: Es mangelte an Schulen, Polikliniken und Kindergärten, wir hatten Schwierigkeiten mit der Wohnungsfrage, auch Wasserleitung, Kanalisation und Verkehrswesen bedurften einer Modernisierung. Mit all dem befaßte ich mich im Exekutivkomitee. Ich mußte lernen, mit den Direktoren zu diskutieren, die „Vorwerke" für ihre Betriebe bauen wollten, Ressortstimmungen zu überwinden, mußte lernen, Kräfte und Mittel zusammenzufassen, und erinnere mich noch gut unserer ersten, mag sein bescheidenen, jedoch für die Menschen so wichtigen Erfolge.

33

Es gelang mir, im Volkskommissariat für Schwerindustrie Kredite zu erwirken, und wir legten eine Straßenbahnlinie von Baglej bis zum Lenin-Platz: Es war wirklich ein Triumph, als die roten Wagen durch die ganze Stadt eilten. Ich weiß noch, wie (in zweiundsechzig Tagen) ein schönes Gebäude aufgeführt wurde, das auch heute noch als Pionierpalast dient, wie Komsomolzen ein Stadion aufbauten, wie bei uns dreistöckige „Hochhäuser" mit Balkons und breiten Fenstern entstanden. Und obwohl die Bautätigkeit bei weitem nicht die heutigen Ausmaße aufwies, feierten Hunderte Familien Einzug. Die Straßen der Stadt wurden gepflastert, Grünanlagen angepflanzt, das Warenangebot in den Läden wurde reichhaltiger, das Volk konnte sich besser kleiden, das Leben wurde schöner — das habe ich aus der Zeit meiner Arbeit in Dneprodzierzynsk noch in Erinnerung.

Im Stadtsowjet von Dneprodzierzynsk arbeitete ich mehr als ein Jahr und ging danach zur Parteiarbeit über. Anfangs als Leiter einer Abteilung, und im Februar 1939 wurde ich zum Sekretär für Propaganda im Gebietskomitee Dnepropetrowsk der Kommunistischen Partei der Ukraine (Bolschewiki) gewählt. Die komplizierte und vielseitige Arbeit des Gebietskomitees als Hauptquartiers der Parteiorganisation des ganzen Gebiets habe ich in meinem Buch „Wiedergeburt" ausführlich geschildert. Erster Sekretär war damals bei uns der erfahrene, kluge, energische Semjon Borissowitsch Sadiontschenko, von dem man viel lernen konnte. Zwischen uns bahnten sich sachliche, kameradschaftliche Beziehungen an. Von nun an war ich für einen der wichtigsten Abschnitte der Parteiarbeit, die ideologische Arbeit, verantwortlich. Der Kreis einer Pflichten wuchs schnell, die Aufgaben wurden größer, ich mußte oft in die Städte und Dörfer fahren, mit Hunderten von Menschen zusammentreffen.

Ich erachte es für sehr wichtig, daß ich durch diese Schule gegangen bin. Bekanntlich gibt es drei Hauptbereiche der Anleitung durch die Partei: den politischen, ideologischen und organisatorischen. Es kann keine Diskussion darüber geben, welcher der wichtigste ist, denn die Partei braucht sie alle, sie sind alle in gleichem Maße wichtig. Die Fähigkeit, sämtliche Elemente der Parteiarbeit miteinander zu verknüpfen, ist eine Kunst, und in dieser Kunst muß man sich sein Leben lang vervollkommnen.

Die ideologische Arbeit war stets und bleibt eine der erstrangigen Aufgaben der Kommunistischen Partei. Diese Arbeit ist vielgestaltig, sie erfordert eine wissenschafliche Analyse der gesellschaftlichen Prozesse und eine kontinuierliche Lösung der sich daraus ergebenden Probleme.

Es ist gefährlich, auch nur zeitweilig, auch nur an einzelnen Abschnitten die ideologische Grundlage des Staats- und Gesellschaftslebens außer acht zu lassen, sich mit ideologischen Fehlern abzufinden. Auf den ersten Blick mögen sie nicht so auffällig sein wie beispielsweise technische Fehler. Ist ein Aggregat falsch projektiert so entwickelt, es nicht

34

die erwartete Leistung oder funktioniert überhaupt nicht, das fällt sofort auf, und es ist nicht schwer, die erlittenen Verluste zu berechnen. In der Ideologie dagegen bleibt ein Fehler in der Regel verborgen, wird mit schönen Phrasen verhüllt, ist jedoch um so folgenschwerer, denn er wirkt sich unbedingt aus und richtet, nicht rechtzeitig ausgebügelt, ungeheuren Schaden an. Ein Vakuum gibt es in der heutigen Welt nicht: Wo wir zu große Nachsicht walten lassen, haken sofort unsere ideologischen Gegner ein. „Darum bedeutet", wie W. I. Lenin lehrte, „jede Herabminderung der sozialistischen Ideologie, jedes Abschwenken von ihr zugleich eine Stärkung der bürgerlichen Ideologie."

Besonders deutlich verspürte ich das in den Jahren, von denen jetzt die Rede ist: Im Westen hatte der zweite Weltkrieg bereits begonnen, er näherte sich unseren Grenzen, der ideologische Widerstreit der beiden Systeme war im Begriff, seine extreme Form eines offenen militärischen Zusammenstoßes anzunehmen. Unter diesen Umständen wuchsen die Anforderungen an die ideologisch-politische Erziehung der Kader, an die Festigung der Verbindung zwischen der Partei und den Massen. Es kam darauf an, aktive, offensive Propaganda zu leisten, der feindlichen Ideologie rechtzeitig entgegenzutreten, in den sowjetischen Menschen hohes politisches Bewußtsein zu festigen, sie im Geiste des sozialistischen Patriotismus und proletarischen Internationalismus, im Geiste der Treue zu den Idealen des Kommunismus zu erziehen.

All dem muß jeder Leiter, jeder Kommunist Geschmack abgewinnen, ganz abgesehen von der scheinbar einfachen, jedoch ständige Anstrengungen erfordernden Aufgabe, dem Volk unsere Ziele verständlich zu machen, zu erläutern, wofür sich das Zentralkomitee unserer Partei in der jeweiligen Etappe konkret einsetzt. Mit anderen Worten, es gilt, vor den verschiedensten Zuhörerkreisen aufzutreten, in ständigem Kontakt mit den Menschen zu bleiben. Damals begegnete ich dieser Notwendigkeit, im Dnepropetrowsker Gebiet zum ersten Mal und möchte aus diesem Anlaß einige Ideen äußern, über die ich mir schon seinerzeit den Kopf zu zerbrechen begann.

Das leidenschaftliche Wort der Partei war und bleibt eine scharfe Waffe, und das muß man sehr ernst beherzigen.

Die sowjetischen Menschen billigen und unterstützen die Politik der Partei. Nichtsdestoweniger schenkten wir stets und schenken auch jetzt der ideologischen Arbeit viel Beachtung. Hauptwaffe in dieser Arbeit ist die Wahrheit. Wir sind der Ansicht, daß sowohl von den Erfolgen als auch von den Mängeln offen gesprochen werden muß. Die Leute begreifen es immer, wenn man freimütig mit ihnen spricht. W. I. Lenin betonte, daß die Stärke des Sozialismus in der Bewußtheit der Massen liegt.

Nichts ist so unfruchtbar wie eine Propaganda, die niemand anspricht, die losgelöst ist von den Interessen der Angesprochenen, von den Erfordernissen des Tages. Ein Redner,

35

der sich davor drückt, brenzlige Fragen zu beantworten, flößt den Menschen Mißtrauen ein. Wenn einer am Rednerpult stammelt, Plattheiten von sich gibt, so ist das keinen Pfifferling wert, ganz davon zu schweigen, daß ein solcher Redner den Zuhörern die Vorlesungen überhaupt verleiden kann. Formalismus darf es bei dieser Arbeit nicht geben, ein schöpferisches Herangehen ist unerläßlich. Ich möchte betonen: Nicht in raffinierten Rednertricks, auf die sich die bürgerlichen Politiker so gut verstehen, nicht im wohlberechneten Pathos und nicht in der Lautstärke der Stimmbänder liegt das Geheimnis des Erfolges. W. I. Lenin sprach bekanntlich nicht mit lauter Stimme, aber alle hörten ihn. Das ganze Land, die ganze Menschheit. Sie hörten ihn, weil sie zuhörten. Und sie hörten zu, weil er in seinen Reden Ideen und Gedanken ausdrückte, die den Massen nahelagen, und er vertrat diese Ideen mit unwiderlegbaren Argumenten, war logisch, zog durch und durch wissenschaftliche, kühne Schlüsse, formulierte stets konkrete und gewichtige Aufgaben...

An die Vorkriegsjahre in Dnepropetrowsk erinnere ich mich als an eine Zeit intensivster Arbeit. Nach außen hin war alles ruhig: In den Kinos liefen die Lustspiele „Wolga, Wolga" und „Der lichte Weg". Der übliche Arbeitsrhythmus bestimmte das Leben in den Städten und Dörfern, auf den Feldern reifte die Ernte heran. Aber wir alle spürten, daß die Kriegsgefahr akuter wurde. 1940 stellte das ZK der KPdSU(B) dem Gebietsparteikomitee Dnepropetrowsk die verantwortungsvolle Aufgabe, einen Teil der Betriebe des Gebiets auf Rüstungsproduktion umzustellen. Aus Moskau traf ein chiffriertes Telegramm ein, das uns vorschrieb, den Posten eines Sekretärs des Gebietsparteikomitees für die Rüstungsindustrie zu schaffen. Die Bürositzung leitete Sadiontschenko. Er sagte, daß in Anbetracht der besonderen Wichtigkeit dieser Arbeit und der Bedeutung, die ihr das Politbüro des Zentralkomitees beimißt, für diesen Posten ein nicht nur technisch geschulter, in der Metallurgie bewanderter Fachmann vorzuschlagen sei, sondern auch ein tüchtiger Organisator, der es versteht, mit Menschen umzugehen. So ungefähr sprach er und schlug dann meine Kandidatur vor. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Beherzigten wir die reale Gefahr eines Krieges, bereiteten wir uns darauf vor? Zweifellos, wir beherzigten sie und trafen die nötigen Vorbereitungen. Daß die Kriegsgefahr zunahm, daß der Faschismus unser Hauptfeind war, stand fest.

Das Land brauchte dringend Metall. Im Juni 1940 faßten der Rat der Volkskommissare der UdSSR und das ZK der KPdSU(B) den Beschluß „Über Maßnahmen zur Erfüllung des bestehenden Plans der Roheisen- und Stahlgewinnung sowie der Walzguterzeugung". Ein Unionswettbewerb der Metallurgen um die beste Nutzung der Leistung ihrer Aggregate lief an, und meine Landsleute erzielten in diesem Wettbewerb beachtenswerte Erfolge. Betriebe, die ausgesprochen

36

friedliche Erzeugnisse lieferten, wurden jetzt auf Armeebedarf umgestellt: Das Artjom-Werk erzeugte Teile für Kampfflugzeuge, das Komintern-Werk Granatwerfer, das Dnepr-Hüttenwerk „Dzierzynski" Artilleriegeschosse...

Auf meinen Schreibtisch im Gebietsparteikomitee flatterten Berichte, über die man nur Genugtuung empfinden konnte. Obwohl ich schon für Hunderte Betriebe verantwortlich war, will ich nicht verhehlen, daß mir bei den Nachrichten aus meinem angestammten Werk das Herz lachte. 1941 wurde dem Dnepr-Werk „F. E. Dzierzynski" der Ehrentitel „Bestes Hüttenwerk der Sowjetunion" verliehen und die Rote Wanderfahne des Volkskommissariats für Eisenmetallindustrie und des Zentralkomitees der Metallurgengewerkschaft überreicht.

* * *

Das Gefühl für die Heimat beginnt bei jedem von uns mit den Kindheitserinnerungen, mit dem eigenen Heim, der eigenen Straße, der eigenen Stadt oder dem eigenen Dorf. Zugleich aber lebt in uns die Liebe zur großen, mächtigen Heimat, die uns in der Stunde der Gefahr und schwerer Prüfungen ganz und gar, von einem Ende zum anderen plötzlich bis zum Herzweh vertraut und teuer wird.

Erfreulicherweise hatte ich die Weiten des Heimatlandes mit eigenen Augen gesehen, viele meiner Mitbürger nahe kennengelernt, und ich wußte, daß die Pläne, Hoffnungen und Absichten des Volkes dem Land entsprachen, in dem wir das Glück haben zu leben, das wir von unseren Vätern ererbt haben und für unsere Kinder noch reicher und blühender machen müssen.

Das haben wir durch die großen Errungenschaften der ersten Planjahrfünfte bewiesen.

Dann folgte jedoch die qualvolle, bittere zugleich jedoch von fester Zuversicht und beispielloser Heroik erfüllte Zeit im Leben unseres Volkes. Es begann der Große Vaterländische Krieg. Es war an der Zeit, die großen Errungenschaften des Sozialismus zu verteidigen, alles zu schützen, was wir geleistet und aufgebaut hatten, für die uns teure Erde mit unserem Leben einzustehen. Und so habe ich wie Millionen sowjetische Soldaten und Offiziere den unglaublich schweren Weg des Krieges vom Anfang bis zum Ende zurückgelegt, vom ersten Kriegstag bis zum strahlenden Tag des Sieges.

Von dieser Zeit wäre jedoch an anderer Stelle noch zu sprechen.

Die nächste Nummer der „Freundschaft" erscheint am 17. Dezember.

Redaktionskollegium
Herausgeber „Sozialistik Kasachstan

Типография издательства Целиноградского обкома
Компартии Казахстана.